INTERVIEW
Katarina Barley
ICH WILL DIE WELT VERBESSERN
SEITE 3

WIRTSCHAFT
Zurück zum Freihandel
SEITE 5

TICHYS KOLUMNE

JÜDISCHES ERBE
Breslau
KULTURHAUPTSTADT EUROPAS
SEITE 6

ISRAEL
Sonne & Angst
FOTOKUNST VON DANIEL TCHETCHIK
SEITE 8

JEWISH VOICE FROM GERMANY

קול יהודי מגרמניה

DEUTSCHE AUSGABE

JULI 2016

DEBATTE

Moral und Außenpolitik

Von Michael Rutz

Die Armenien-Resolution des Bundestages hat eine erneute Debatte darüber angefacht, in welchem Maße Werte unsere Außenpolitik bestimmen sollten. Ist die Einhaltung unserer Vorstellung von Menschenrechten Voraussetzung für außenpolitische Partnerschaft? Sind wir die moralischen Präzeptoren der Welt? Tatsächlich sind die Ziele der Außenpolitik vielfältig, wenn sie auch einfältig klingen: „Foreign Policy is about national interests", Außenpolitik hat mit nationalen Interessen zu tun, hat Margaret Thatcher einmal gesagt, und so ist es auch. Welche Interessen sind das? Zunächst geht es um nationale und internationale Sicherheit. Denn die Abwesenheit von Krieg ist die wesentliche Voraussetzung für ein geordnetes Staatswesen und für ein Leben, das persönliche Freiheit, eine stabile Existenzgrundlage und ein freundliches soziales Umfeld verspricht.

Das zweite Ziel der Außenpolitik ist eine florierende Wirtschaft. Sie stabilisiert eine Nation. In Deutschland werden Millionen Arbeitsplätze durch den Export in aller Herren Länder garantiert – ohne in Frieden lebende Handelspartner, ohne gesicherte Transportwege, ohne eine verlässliche weltweite Infrastruktur ginge das alles nicht. Darum haben sich viele Länder der Welt bemüht. Sie sind vom Entwicklungsland zum Schwellenland, manche sogar zur Industrienation aufgestiegen. Jetzt wächst auch dort der Lebensstandard. Die Menschen haben zu arbeiten, zu essen, zu leben. Demokratie? Wer die Welt kennt, der weiß, dass das in vielen Ländern nicht die erste Sorge der Menschen ist. In Bert Brechts *Dreigroschenoper* heißt es: „Wie ihr es immer dreht, und wie ihr's immer schiebt, erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral. Erst muss es möglich sein, auch armen Leuten vom großen Brotlaib sich ihr Teil zu schneiden."

Warum also mit einer totalitären Regierung nur über ideelle Interessen reden, wenn in ihrem Land noch um inneren Frieden und eine ausreichende Ernährungslage gekämpft wird? Für Menschenrechts-Plädoyers und Demokratie-Lehrstunden ist gute Gelegenheit, wenn diese ersten Ziele der Außenpolitik erledigt sind. Denn auch dieser letzte Baustein – die Teilhabe an der politischen Macht – befriedet ein Land, und Länder mit gleichgerichteten Werteparadigmen werden miteinander auch Sicherheit und Wohlstand am besten organisieren können. Die Zielkonflikte, denen sich Außenpolitik heute ausgesetzt sieht (und die sie schon immer aushalten musste), zeigen, dass zu gegebener Zeit selbst mit Halb- und Volldiktatoren ein pfleglicher Umgang angeraten sein kann. Wir brauchen Russland, die Türkei, wir brauchen Saudi-Arabien und müssen selbst Nordkorea um des lieben Friedens willen pflegen. So kommt am Ende alles auf eine gewisse Ehrlichkeit an. Nur wer offen eingesteht, dass Menschenrechte und Demokratie nicht die alleinigen Ziele von Außenpolitik sind, wird in der Außenpolitik Statur haben. Man muss, das anerkennend, keines der drei Ziele aufgeben. Zuerst kommt der Friede. Dann das Essen. Dann, so haben wir gelernt, beginnt der Hunger nach Bildung. Und wer gebildet ist – zumal unter den Bedingungen des weltumspannenden Internets – der wird auch die Freiheit schätzen lernen. Sie kommt, macht man es richtig, sozusagen von selbst. ■

SOMMER 2016

In der Hitze und in der Brandung des Brexit braucht es kühle Köpfe

Keine Angst, Europa

Von Rafael Seligmann

Nach der Brexit-Entscheidung der Engländer bläst sich das Gespenst der Angst wieder auf in Europa – insbesondere in Deutschland. Neben dem Brexit fürchtet man sich auch vor Millionen Fluchtwilligen aus Afrika und Nahost, einem Sieg Marine Le Pens bei den französischen Präsidentschaftswahlen im kommenden Jahr, Stromtrassen, ja sogar vor einem verdrucksten populistischen österreichischen Präsidentschaftskandidaten namens Hofer und zuletzt vor dem diffusen chaotischen Haufen der AfD, die man je nach Laune und Standpunkt als Opportunisten, Populisten oder Neofaschisten zu bezeichnen beliebt. Muss man sich als Europäer, als Deutscher, als Christ oder Jude vor Brexit und AfD fürchten?

Europa ist am Ende mit Hitler und Stalin, mit Nazismus, Faschismus und Hardcore-Kommunismus fertig geworden – und da sollen wir uns heute vor einem Mr. Johnson und der desolaten Partei der Herren Gauland und Höcke ängstigen? Es sind nicht Madame Le Pen, Frau Petry oder Mr. Farage, sondern Millionen Wähler, die deren wirren, egoistischen, destruktiven Ideen ihre Stimme geben und damit den entsprechenden politischen Gruppen Gewicht verleihen. Daher fürchten sich allzu viele in Europa vor diesen Parteien und Bewegungen dermaßen, dass ihr gesamtes politisches Selbstbewusstsein im Angstschweiß ertrinkt.

Doch zur Angst besteht kein Anlass. Weder in Europa noch in den Vereinigten Staaten von Amerika, wo manche in Donald Trump bereits die Abrissbirne der Demokratie, zumindest aber den fiktiven Charles Lindbergh aus Philipp Roths Roman *Verschwörung gegen Amerika* wähnen. Die westlichen Demokratien der EU und der USA sollten ihre Angstneurose ablegen und sich auf die Leistungen ihrer Staaten und Gesellschaften besinnen. Nach Jahren des Appeasement ließen der Eroberungskrieg der Nazis und die freiwillige Kollaboration der Sowjetunion den westlichen Demokratien keinen Ausweg, als sich 1939 endlich militärisch mit dem Dritten Reich auseinanderzusetzen. Zwei Jahre später zwang Japan durch den Angriff auf Pearl Harbor die USA ebenfalls in einen Krieg.

> **Stets triumphierte die Freiheit**

Ab 1949 entstand mit Wohlwollen der Vereinigten Staaten eine europäische Gemeinschaft, zunächst für Kohle und Stahl und bald auch politischer Natur, die Westeuropas Demokratien zu Wohlstand, Stabilität und politischem Einfluss führte.

Nach anfänglicher Ignoranz war Großbritannien froh, als es 1973 der Europäischen Gemeinschaft beitreten durfte. In Folge des Zerfalls der Sowjetunion schätzten sich alle früheren Satelliten Moskaus glücklich, Mitglieder der EU werden zu dürfen. Brüssel bedeutet Bürokratie, mangelnde Effektivität und Regelungswut. Doch die EU ist die größte Wirtschaftszone weltweit. Sie garantiert Wohlstand, Freiheit und Demokratie. Deshalb streben Menschen aus aller Welt hierher. Die vollbrachten Leistungen berechtigen das vereinigte Europa zu einem freiheitlichen Selbstwertgefühl. Wir haben keinen Grund zur Angst. Schon gar nicht vor Scharlatanen. Am Ende wird England wieder an unserer Tür klopfen und wir werden es mit offenen Armen aufnehmen. ■

JÜDISCHER JOURNALISMUS

Imposante Sturheit

Von Paul Siebel

Mein Name ist Paul Siebel. Ich bin der neue Blattmacher der *Jewish Voice*. Meine Universitäts-Dozentin Tong-Jin Smith riet mir, mich bei der deutsch-englischen Zeitung zu bewerben. Dort sei die Position eines Chefs vom Dienst frei. Die Arbeit würde meinen journalistischen Horizont erweitern. „Inwieweit?", wollte ich wissen. Das müsse ich selbst feststellen.

Jüdisch? Da fielen mir koscheres Essen, Bar-Mizwa, Chanukka, Israel und das braune Kapitel der deutschen Geschichte ein. Wie geht eine jüdische Zeitung aus der deutschen Hauptstadt damit um? Was bedeutet jüdischer Journalismus heute? Im Bewerbungsgespräch wurde ich nach meinen Erfahrungen und technischen Fähigkeiten gefragt. Entscheidend war die gegenseitige Sympathie. „Jüdisches" kam nicht zur Sprache.

Die Redaktion ist ungewöhnlich bunt. Deutsche, Israelis, Engländer, Koreaner. Wer Jude ist, weiß ich nicht – es steht niemandem auf der Stirn geschrieben. Israel und jüdische Kultur sind Themen. Doch das sind sie in anderen Zeitungen in Deutschland und anderswo ebenfalls. Das Schwergewicht der aktuellen Ausgabe aber liegt auf Europa. Die vielfältigen Aspekte nach der britischen Abstimmung für den Austritt aus der EU.

Was der jüdische Gesichtspunkt ist, kam dabei nicht zur Sprache. Gibt es keinen? „Eine ganze Reihe sogar. Jüdische Tradition hat etwas mit Vernunft zu tun. Der Brexit ist das Gegenteil", bemerkte Chefredakteurin Elisabeth Neu, die zwar keine Jüdin ist, doch lange Jahre in Großbritannien gelebt hat. Eine Erklärung für das Verhalten der Engländer hat auch sie nicht. Ihr Mann, ein Historiker, sieht im Votum ein letztes Aufbäumen des alten englischen Chauvinismus. Jetzt müsse Europa klug handeln, sonst würden die Populisten allenthalben Zulauf gewinnen. Was sei an diesem Gedanken jüdisch, will ich wissen? „Alles und nichts." Es gebe weder eine jüdische Logik noch jüdischen Journalismus. Warum dann eine jüdische Zeitung? „Aus Daffke!" Damit die deutsch-jüdische Tradition fortlebe. Zweitausend Jahre sind dem Redaktionsteam zu wenig. Diese Sturheit gefällt mir. ■

SEIN SOHN URTEILT:

Dregger hätte AfD bekämpft

Von Burkard Dregger

Alfred Dregger war ein leidenschaftlicher demokratischer „Streiter für Deutschland". Gerne zitierte er Perikles, den berühmten Bürgermeister Athens in den Hochzeiten der antiken Demokratie, der sagte: „Wisset, dass das Geheimnis des Glücks die Freiheit, die Voraussetzung der Freiheit aber der Mut ist." Zu keinem Zeitpunkt hat er politische Überzeugungen dem Opportunismus geopfert, sondern hat immer danach gefragt, was im Interesse Deutschlands ist.

Alfred Dregger war überzeugter Europäer. Er sah das sich einigende Europa in der Tradition des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, das von 800 bis 1806 einen Interessensausgleich unter den vielfältigen europäischen Völkern nach innen und Schutz nach außen zu gewährleisten suchte. Er betonte die europäische Identität dieser Völker und forderte eine gemeinsame Außen- und Sicherheitspolitik, um das politische Gewicht Europas auch im Interesse Deutschlands voll zur Geltung bringen zu können. Vorstellungen der AfD, ausgerechnet die Außen- und Sicherheitspolitik rein national zu betreiben, würde er als Schwächung Deutschlands eine klare Absage erteilen.

Alfred Dregger war überzeugter Atlantiker. Er betrachtete das Bündnis der demokratischen Staaten, insbesondere mit den USA, als Garant für die Freiheit Deutschlands. Er würde auch heute mit Russland den Ausgleich suchen, aber nicht zulasten des westlichen Bündnisses. Der Forderung der AfD nach Abzug der alliierten Truppen aus Deutschland würde er als Schwächung der NATO und der Sicherheit Deutschlands entgegentreten.

Alfred Dregger verband Geschichtsbewusstsein und Weltoffenheit. Er hatte höchste Achtung vor den Weltkulturen, insbesondere vor der arabischen Kultur des Mittelalters. Häufig erzählte er von Kaiser Friedrich II. (1220-1250), der die arabische Kultur studiert und wertgeschätzt hatte und den Interessensausgleich mit den muslimischen Arabern, die friedliche Übergabe Jerusalems und den freien Weg für christliche Pilger in die Heilige Stadt in gegenseitigem Respekt erreicht hatte. Menschen aufgrund ihres Glaubens, ihrer Herkunft oder ihrer Hautfarbe pauschal zu verunglimpfen, lag Alfred Dregger fern. Trotz allem demokratischen Streit war ihm die Einheit und der Zusammenhalt Deutschlands oberstes Anliegen. Er hätte den Begriff der Nation in die Welt der Globalisierung übertragen, um die deutsche Nation zu erhalten. Er hätte den Deutschen erklärt, dass es nicht im deutschen Interesse ist, so wie die AfD einen Teil des deutschen Volkes aufgrund seiner Hautfarbe, Herkunft oder Religion auszugrenzen. Er hätte deutlich gemacht, dass undifferenzierte Pauschalkritik auch die gut Integrierten trifft, sie unserem Land entfremdet und in andere Identitäten treibt.

> **Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist, der vermehret das Übel**
> Goethe

Und Alfred Dregger liebte sein Vaterland. Keine Feindseligkeit des linken Zeitgeistes konnte ihn davon abhalten, die Wiedervereinigung Deutschlands in Freiheit als übergeordnetes Ziel bundesdeutscher Politik zu erhalten. Aber er war auch in der Lage, den Menschen mit verständlichen Worten zu erklären, warum die Politik der CDU im deutschen Interesse ist. Das würde er auch heute können.

Er würde erklären, dass der wirksamste Schutz Deutschlands vor illegaler Masseneinwanderung an den europäischen Außengrenzen zu erfolgen hat. Er würde darlegen, dass das in Rekordzeit verhandelte EU-Türkei-Abkommen genau das wirksam gewährleistet. Denn es unterbindet auf effektive Weise das gefahrvolle Übersetzen von Zehntausenden von Menschen durch Schlepperbanden in der Ägäis. Er würde die Türkei dafür loben, dass sie nicht nur ihre eigenen Staatsbürger zurücknimmt, sondern auch alle Drittstaatenangehörigen, die über die Türkei nach Europa zu gelangen versuchen. Diesem Abkommen verdanken wir, dass der Zustrom von Migranten nach Deutschland vorerst wirksam gestoppt ist. Alfred Dregger hätte diesen erfolgreichen Kurs unserer Kanzlerin vollständig unterstützt. Und er hätte sich gegen diejenigen gewandt, die wie die AfD sowohl den übergroßen Zustrom von Migranten im letzten Jahr kritisieren als auch das wirksamste Mittel hiergegen, ohne einen Alternativvorschlag unterbreiten zu können.

> **Der Zeitgeist dreht sich, der wahre Patriot steht**

Alfred Dregger war ein Patriot wider den Zeitgeist. Denn in seiner Zeit wurde Vaterlandsliebe aus dem linken Spektrum bekämpft. Die AfD hingegen ist rechtspopulistisch mit dem Zeitgeist. Der Zeitgeist aber dreht sich. Ein wahrer Patriot steht. Oder um es in den Worten des großen deutschen Nationaldichters Goethe auszudrücken, die Alfred Dregger wiederholt zitiert hat: „Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist, der vermehret das Übel und breitet es weiter und weiter. Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich." ■

Burkard Dregger ist Mitglied des Abgeordnetenhauses von Berlin und Mitglied des Präsidiums der CDU Berlin

Daniel Tchetchik Sunburn(2), Michael Rutz/privat, Burkard Dregger, JVG(2)Werner Bayer [Flickr] 1483860385_5e1735e059_o (CC BY 2.0) https://creativecommons.org/licenses/by/2.0/, photo FBK archive

MOSHE YAALON

Aus Sorge um Israel

Worum es dem Politiker und General geht

Marc Müller [Wikimedia] Creative Commons Attribution 3.0 Germany (https://creativecommons.org/licenses/by/3.0/de/deed.en)

Von Rafael Seligmann

Israels Zukunft macht Sorge. Der Rücktritt von Verteidigungsminister Moshe Yaalon ist ein Fanal. Denn der ehemalige General ging nicht freiwillig. Aus machttaktischen Erwägungen ließ ihn Premier Benjamin Netanyahu fallen – und vertraute das Verteidigungsministerium den kräftigen Händen von Avigdor Lieberman, dem Vorsitzenden der Israel-Beitenu-(Unser Heim Israel) Partei, an. Politische Ämter in der Demokratie sind geliehen und daher muss und soll jeder Politiker allzeit mit seiner Ablösung rechnen. Doch in diesem Fall geht es um Grundsätzliches. Moshe Yaalon ist ein hartleibiger Mann, er lehnt einen palästinensischen Staat als unrealistisch und als Lebensbedrohung für Israel ab. Doch selbst seine schärfsten Gegner billigen Yaalon Ehrlichkeit und moralische Prinzipientreue zu. Als der Minister die Videoaufzeichnung einer willkürlichen Erschießung eines entwaffneten palästinensischen Messerattentäters durch den israelischen Soldaten Elor Azaria zu sehen bekam, verurteilte Yaalon die Tat unmissverständlich als Selbstjustiz. Dadurch mutierte Yaalon, der ein prominenter Likud-Politiker ist, zur Hassfigur der Ultrarechten – auch in seiner eigenen Partei. Mit allen Mitteln schürten sie Hass gegen Yaalon. Es wurden Poster ins Netz gestellt, auf denen Yaalon im Fadenkreuz eines Zielfernrohrs zu sehen war. Die Unterschrift besagte: Politisch liquidiert. Das erinnert fatal an die Hasskampagne gegen Yitzhak Rabin, die schließlich zu dessen Ermordung 1995 führte.

Premier Netanyahu hatte sich zunächst hinter seinen Verteidigungsminister gestellt. Doch als der Druck der Rechtsextremen zunahm, meldete sich Netanyahu bei der Familie des festgenommenen Soldaten Azaria. Obgleich der Premier sich dabei jeglicher juristischer oder politischer Wertung enthielt, wurde dies als Zugeständnis an die Rechtsextremen gewertet. Die Armeespitze, die in einer Tradition der politischen Loyalität und Humanität steht und das Militär entsprechend erzieht, war alarmiert. Der stellvertretende Generalstabschef Yair Golan warnte in einer Ansprache zum Holocaust-Gedenktag vor faschistischen Tendenzen in der israelischen Gesellschaft. Dies geschah offensichtlich in Abstimmung mit Verteidigungsminister Yaalon und Generalstabchef Eisenkot. Die Rechtsextremen waren empört. Sie verstanden, dass das Militär und der Verteidigungsminister nicht gewillt waren, sich ihrem Einfluss zu öffnen. Ministerpräsident Netanyahu löste den eskalierenden Konflikt auf seine Weise, indem er Yaalon durch Avigdor Lieberman ersetzte und so seine Mehrheit in der Knesset – nach rechts – verbreiterte. Yaalon wurde ein anderes Ressort angeboten.

Doch der Politiker ließ sich nicht kaufen. Yaalon trat zurück und gab sein Knesset-Mandat auf. Dabei sprach er Klartext: „Ich habe mit aller Macht gegen Extremismus, Gewalt und Rassismus in der israelischen Gesellschaft gekämpft, die unsere nationale Widerstandskraft bedrohen und in die Armee schwappen – ja, sie schon schädigen.“ Yaalon ging über das Militär hinaus: „Zu meinem Bedauern haben extremistische, gefährliche Kräfte Israel und die Likud-Partei übernommen.“ Das politische Israel war schockiert, denn niemand kennt Armee und Partei besser als Yaalon. Was werden die Konsequenzen sein? Netanyahu wird weiterhin versuchen, die Sozialdemokraten an der Regierung zu beteiligen, um ihre außenpolitische Reputation zu verbreitern. Doch das alles ist Taktik.

> “ Extremistische und gefährliche Kräfte haben Israel und die Likud-Partei übernommen

Was Yaalon zum Rücktritt bewegte und Israel und seine Freunde besorgt, ist die Ausbreitung eines extremen Nationalismus, ja eines Rassismus. Dies muss mit allen legalen politischen Mitteln verhindert werden. Noch ist es Zeit, Israel vor dieser Bedrohung zu bewahren. Der jüdische Staat muss demokratisch und pluralistisch bleiben. Das kann nur gelingen, wenn alle weltoffenen Kräfte sich der Gefahr bewusst werden und für einen humanen Zionismus eintreten. ■

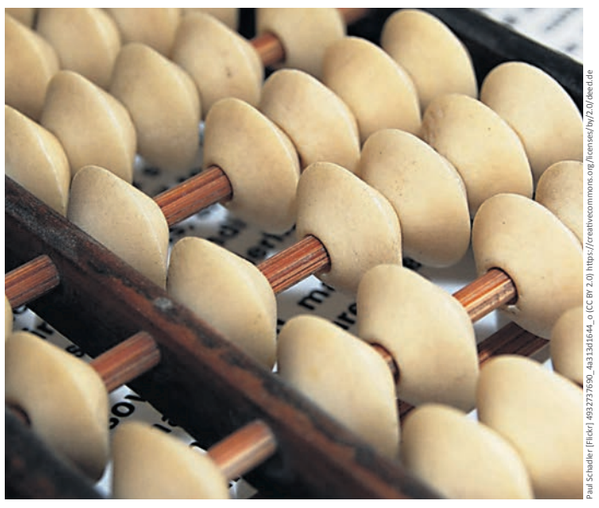
ZIONS BESTER STUDENT

Mohammed Zeidan

Von Josef Navon

Spieglein, Spieglein an der Wand – wer ist der Klügste im ganzen Land? Bei keinem Volk und in keinem Land wird so viel Wert auf Klugheit und Wissen gelegt wie bei den Juden beziehungsweise im jüdischen Staat Israel. Denn in ihrer 3000jährigen Geschichte waren die Juden allzu häufig Verfolgungen ausgesetzt. Da halfen vor allem geistige Fähigkeiten. Entsprechend werden in Israel Bildung und Wissenschaft gefördert. Kein Staat gibt so viel Geld für Forschung und Entwicklung aus wie Zion.

Alles beginnt mit der Schulbildung. Doch jedermann weiß, Zeugnisse allein bilden die geistige Leistungsfähigkeit nicht ab. Um das ganze Potenzial der israelischen Schüler und Studenten abrufen zu können, muss sich jeder, der sich um Zugang zu einer israelischen Hochschule bewirbt, einem Intelligenz-TÜV unterziehen. Dieser umfangreiche Test stellt weitgehend objektiv fest, wer am klügsten ist. Moshe, Sara, Chaim, David, Lea ... vorbei, verweht: keiner von ihnen. Der Klügste im Judenstaat heißt dieses Jahr ohne Wenn und Aber: Mohammed.



Paul Schaffer [Flickr] 4932737690_4a313d1644_o (CC BY 2.0) https://creativecommons.org/licenses/by/2.0/deed.de

Der 19jährige Mohammed Zeidan aus Kfar Manda in Galiläa hat im psychometrischen Test die bestmöglichen 800 Punkte eingeheimst – niemand konnte ihm das Wasser reichen. Das Ergebnis ist ein Fest für alle Freigeister. Es ist ein Glücksfall für Israel – und die totale Niederlage für die Chauvinisten. Eben haben sie noch mit den Exempeln Albert Einstein, dem Atheisten Sigmund Freud, ja mit Heinrich Heine geprahlt, der in dem Irrglauben zum Christentum konvertierte, er habe damit das Entree-Billet zur europäischen Kultur gelöst – nur um die vermeintlich Gott gegebene Überlegenheit des jüdischen Geistes „beweisen“ zu können. Und das obgleich weder in der Tora noch im Talmud oder einer anderen religiösen Schrift auch nur eine Andeutung davon aufgeführt wird. Da kommt Mohammed daher und zeigt allen, dass der Ewige die Talente unter den Menschen verteilt, wie es ihm gefällt – nicht wie die Selbstgerechten aller Länder glauben.

Die Chauvinisten werden sich durch Mohammeds Intelligenz nicht entmutigen lassen. Sie werden ihr dummes Spiel fortsetzen. So meldete sich der antizionistische arabische Abgeordnete Tibi bei Mohammed und versuchte ihm einzureden, der psychometrische Test sei ein weiterer Beweis für die „kulturelle Abhängigkeit“ des israelischen Erziehungssystems, also für die Benachteiligung der Araber. Doch der kluge Mohammed ließ sich nicht manipulieren. Hatte er doch soeben bewiesen, dass er als Araber besser als alle anderen war. Und noch etwas hatte Mohammed zu sagen: „Ich bin Israeli“. Er wolle seinem Land nach Kräften helfen. Mohammed bedauerte es indessen, dass er nicht schon früher mit Juden zu tun hatte, der Umgang mit ihnen sei angenehm und fair.

Selbst ein Jahrhundert Krieg, Gewalt und Hetze hat es nicht vermocht, den Menschenverstand bei allen auszuschalten. Juden und Araber sollten sich an Mohammed ein Beispiel nehmen. Und alle anderen ebenfalls. Nach seinem Erfolgsrezept gefragt, gab Mohammed Zeidan eine entwaffnend nüchterne und global gültige Antwort: „Fleiß“. ■

SCHWARZ-GRÜN

Schleichende Entpolitisierung

Von Manuel Hirsch

Eine Koalition von CDU und Grünen galt lange als Zukunftsmodell. Das Bundesland Hessen fühlte sich als Vorreiter, weil dort schon seit 2014 Schwarz-Grün gewagt wird. Auch für die Bundestagswahl 2017 schienen die Weichen schon gestellt: Schwarz-Grün, wofür die Öko-Partei 2013 im Bund noch nicht den Mut hatte, bietet sich als mögliche Alternative zu einer Fortsetzung der ungeliebten großen Koalition an. Doch in Hessen zeigt sich, dass das schicke Modell auch seine Schwächen hat. Weil beide Seiten das Projekt unbedingt wollen – nicht zuletzt, da sie überall dafür gelobt werden, vor allem aber wegen der Option im Bund – schlucken sie so viele Kröten, dass das Modell am Ende doch nicht mehr so toll aussieht. Es führt zur Entpolitisierung und damit zum Stillstand.

JVG

Die hessischen Grünen betreiben eine äußerst zahme Flughafenpolitik, die die ihnen eigentlich nahestehenden Fluglärmgegner empört. Die CDU wiederum hält sich bei Straßenbauprojekten zurück. Zum Leidwesen der Wirtschaft. In der Schulpolitik machen beide Seiten einander so viele Zugeständnisse, dass sie ihre Konturen verwischen. In der Flüchtlingspolitik standen Schwarz wie Grün hinter Angela Merkels „Wir schaffen das“, wenngleich Ministerpräsident Volker Bouffier (CDU) sich bemühte, das ein oder andere Stoppsignal auszusenden. Aber seinem Ruf als konservativer Unionspolitiker, der wie einst sein Vorgänger Roland Koch die rechte Flanke für die gesamte Union mit absichert, wird er überhaupt nicht gerecht. Aus Rücksicht auf Bundeskanzlerin Merkel, aber auch auf die Grünen.

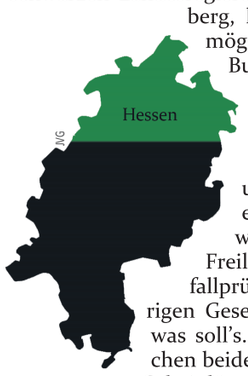
> “ Ausklammern ist das Gegenteil von vernünftigem Kompromiss

Wer alle Konfliktfelder ausklammert, gestaltet am Ende keine aktive Politik. Natürlich ist es verständlich, dass die Schwarzen sich freuen, von den Grünen nicht mehr wie einst als Spießer angegangen zu werden, und die Realo-Grünen es genießen, im Establishment angekommen zu sein. Aber von einer Bestätigung eines höheren Lebensgefühls kann man auf Dauer nicht leben.

Jetzt gibt es zudem einen echten politischen Konflikt zwischen CDU und Grünen, der nicht so leicht entschärft werden kann und Schwarz-Grün auf Bundesebene gefährdet: Die von der Union geführte Bundesregierung will die Maghrebstaaten zu sicheren Herkunftsländern erklären, was Asylverfahren für Nordafrikaner beschleunigen könnte. Doch die Grünen, deren Realos aus Baden-Württemberg, Hessen und Schleswig-Holstein ein entsprechendes Gesetz zu den Balkanstaaten ermöglichten, legten sich quer. Sie sagen, dass im Maghreb Minderheiten immer noch diskriminiert würden.

Auf der anderen Seite weist die Union auf die extrem niedrigen Anerkennungsquoten für Asylbewerber aus Nordafrika hin. Außerdem weiß jeder, dass sie in der Kriminalitätsstatistik überproportional vertreten sind. Wer hier blockt, setzt damit das Wohlwollen gegenüber anderen Einwanderern aufs Spiel.

Weil sich Schwarz und Grün nicht einigen konnten, wurde eine angesetzte Abstimmung verschoben. Auch dieser Konflikt soll noch wegmoderiert werden. Winfried Kretschmann, Chef der grün-schwarzen Landesregierung von Baden-Württemberg, hat schon eine Lösungsmöglichkeit angedeutet. Die Bundesregierung habe zugesichert, dass bei „problematischen Gruppen“ aus Nordafrika wie Homosexuellen, Journalisten und unterdrückten Frauen die Asylberechtigung weiter genau geprüft wird. Freilich wären solche Einzelfallprüfungen auch beim bisherigen Gesetzentwurf möglich. Aber was soll's. Bei Schwarz-Grün brauchen beide Seiten gesichtswahrende Scheinlösungen. Die Grünen wollen im Herbst 2017 eben um jeden Preis in die Bundesregierung zurück, und die Union will dort bleiben. Dass Kretschmann zuvor der erste grüne Bundespräsident werden könnte, passt da nur zu gut ins Bild. Wir sehen: Schwarz-Grün kann ganz schön fad sein. Es geht auch hier nur um die Macht. ■



JVG

INVESTMENT

Direkte Beteiligungen

Von Jens Spudy

In Zeiten extrem niedriger Zinsen und hoch bewerteter Aktienmärkte suchen Investoren zunehmend nach alternativen renditestarken Anlagemöglichkeiten. Wir empfehlen dabei, gerade auch als privater Anleger Private Equity-Investments ins Blickfeld zu nehmen. Im Vergleich mit Aktien lassen sich mit Private Equity höhere Durchschnittsrenditen erzielen bei geringerer Volatilität – und das bei divergierender Korrelation zu den traditionellen Assetklassen. Das macht Private Equity vor allem für Investoren mit langfristigem Anlagehorizont interessant, insbesondere für Familienverbünde. Diese verbessern so das Rendite-Risiko-Profil ihres Gesamtportfolios.

Besonders hoch ist derzeit das Interesse an Direktbeteiligungen bei innovativen Startups. Das belegt nicht zuletzt die große Resonanz auf die jüngste Internet-Startup-Konferenz Axel-Springer-NOAH 2016 in Berlin. Doch Private Equity-Investments haben auch Nachteile. Hier ist insbesondere die eingeschränkte Fungibilität des eingesetzten Kapitals zu nennen und natürlich das nicht unwesentliche Risiko der Anlage bis hin zu einem Totalverlust. Auch lässt das Reporting zu manchen Private Equity-Investitionen Wünsche nach mehr Transparenz für den Anleger aufkommen. Vor allem aber wird eine erfolgreiche Auswahl werthaltiger Direktbeteiligungen ohne einen professionell strukturierten und systematischen Auswahlprozess kaum gelingen.

Aber es gilt eben auch: Mit Private Equity können sich Anleger gezielt die Möglichkeit verschaffen, am Erfolg besonders interessanter Branchen wie zum Beispiel der Medizintechnik oder nachhaltiger Entwicklungen wie der Digitalisierung zu partizipieren. Um angesichts dieser großen Chancen die vielfältigen Risiken nicht aus den Augen zu verlieren, sollten sich private Anleger nicht ohne einen zweiten Blick und professionelle Beratung in diesem Bereich engagieren. Eine professionelle Betreuung solcher Anlagen umfasst eine unabhängige Beratung und ein kompetentes Beteiligungsmanagement, zu dem neben dem Vermögenscontrolling auch die Beachtung steuerlicher und rechtlicher Aspekte gehört. Erst dieser Mehrklang verschafft Anlegern die nötige Transparenz, um nachhaltig von dieser interessanten Assetklasse zu profitieren. ■

Jens Spudy, Spudy Invest

Jens Spudy ist geschäftsführender Gesellschafter von Spudy Invest

KATARINA BARLEY

„Ich will die Welt besser machen“

Die SPD-Generalsekretärin über Wahlkampfstrategie, Europa und weiblichen Politik-Stil

Was kann Malu Dreyer, was Nils Schmid nicht kann?

Das kann man überhaupt nicht vergleichen, da Malu Dreyer bei der Landtagswahl im März gänzlich andere Ausgangsvoraussetzungen hatte. In Baden-Württemberg ist die SPD aus einer sehr schwierigen Situation heraus in den Wahlkampf gestartet – und das obwohl sie sehr gute Arbeit in der Regierung geleistet hat. Als Regierungschefin konnte Malu Dreyer ganz anders agieren. Sie hat wirklich sehr viel, ich würde eigentlich sagen, alles richtig gemacht.

Das wäre...

Malu Dreyer hat einen klaren Kompass. Sie kommt aus der außerparteilichen Politik und bringt Werte mit, die sie sehr glaubwürdig lebt. Sie ist in der Frauenpolitik groß geworden, hat sich schon als sehr junge Frau für von Gewalt betroffene Mädchen eingesetzt, sie lebt seit vielen Jahren in einem integrativen Wohnprojekt, ihr Mann ist schon sehr lange in der Friedensarbeit aktiv. Malu Dreyer verkörpert das, was sie als politische Agenda hat. Sie hat eine ausgezeichnete Bilanz aufzuweisen und dazu eine wunderbare, menschliche Art.

Willy Brandt, Herbert Wehner ... waren Typen. Fehlen diese Figuren heute in der SPD?

Im Gegenteil. Sigmar Gabriel ist ein Typ und dafür mag ich ihn sehr.

Mal tritt er gedämpft auf, mal staatsmännisch...

Mal sagt man, er ist zu gedämpft, dann wieder ist er angeblich zu temperamentvoll und zu impulsiv. Er hat und kann eben beides! Es ist immer schwierig, mit einem Koalitionspartner eine Regierung zu bilden, von dem man weiß, dass man mit ihm bei der nächsten Wahl um die Kanzlerschaft kämpfen wird. Darüber hinaus ist Sigmar Gabriel nicht nur Parteivorsitzender, sondern auch Vizekanzler und Wirtschaftsminister. Wir machen seit zweieinhalb Jahren gute Sachpolitik, ganz im Gegensatz zur Union, die in dieser Regierung ja de facto keine eigenen Projekte umsetzen möchte. Das werden wir deutlich machen, je näher es auf den Wahlkampf zugeht. Wir werden zudem unser Profil noch einmal deutlich schärfen.

Die SPD sät, die Union erntet?

Der kleinere Koalitionspartner hat immer das Problem, dass seine Erfolge in der öffentlichen Wahrnehmung häufig dem oder der Regierungschefin zugerechnet werden. Das ist ein Stück weit der Konstellation geschuldet.

Aber Brandt regierte mit Kiesinger ... und die Meriten fielen auf ihn zurück...

Das waren andere Zeiten. Seither hat sich viel verändert, in der Politik selbst, aber auch in der Wahrnehmung von Politik. Die Form der Berichterstattung und die Kommunikation insgesamt ist eine andere geworden. Wir sind viel kürzer getaktet, die Meldungen müssen schneller sein. Meine Wahrnehmung ist, dass die Medienlandschaft auch sehr kompetitiv geworden ist, was Geschwindigkeit und Polarisierung angeht. Selbstverständlich differenzieren Medien auch heute noch, aber die Art des Medienkonsums hat sich gewandelt und ist selbst schneller geworden. Mein Eindruck ist, dass die intensive Beschäftigung mit einem Themengebiet heute leider immer öfter zu kurz kommt.

Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre herrschte in Deutschland eine sehr harte Konfrontation – Stichwort Ostverträge. Brandt wurde auf übelste Weise angefeindet, dennoch gewann er die Wahl 1972...

Gerade weil er authentisch war und diese Konfrontation durchgestanden hat. Das war – ähnlich wie heute – eine Zeit voller grundsätzlicher Fragen.

...zum Beispiel...

Das Referendum in Großbritannien zeigt, wie fragil die Lage in Europa ist. In vielen Nationalstaaten erstarken die euroskeptischen Kräfte. Die Entscheidung der Briten ist doch jetzt Wasser auf deren Mühlen. Dem müssen wir klar entgegentreten.

Unsere Botschaft muss jetzt sein: Man kann nicht die Pflichten abwählen und die Privilegien behalten. Großbritannien muss die Konsequenzen aus dieser Entscheidung ziehen und die EU verlassen. Da müssen wir Stärke zeigen, ansonsten haben wir innerhalb kürzester Zeit ein völlig anderes Europa und das würde das Leben jedes einzelnen hier unmittelbar betreffen.

Das sind große Fragen, die, glaube ich, noch gar nicht richtig bei allen angekommen sind. Hier wird die SPD gebraucht. Wir müssen auf die diffusen Ängste in unserer Gesellschaft mit einer positiven, zukunftsgerichteten Vision antworten.

Wir müssen deutlich machen, dass in all den Veränderungen, die vielen Menschen gerade Angst machen, auch Chancen stecken: Ein verändertes Rollenverständnis von Mann und Frau und ein neues Familienbild, Möglichkeiten, Beruf und Privates besser unter einen Hut zu bringen, oder die großen Möglichkeiten der Digitalisierung.

Damit graben wir den Vereinfachern von Parteien wie der AfD das Wasser ab. Die leben doch davon, Angst vor Veränderung zu schüren. Sie gaukeln den Menschen vor, man könnte die Zeit zurückdrehen. Wir dürfen unsere Gesellschaft von solchem Gedankengut nicht spalten lassen. Dafür tritt die SPD ein.

In Österreich errangen beim ersten Wahlgang zum Amt des Bundespräsidenten die Kandidaten der SPÖ und ÖVP jeweils 11 Prozent; Norbert Hofer erhielt 36 %...

Die Situation in Österreich ist eine völlig andere als in Deutschland. Über Jahrzehnte regierten dort Große Koalitionen, mit unterschiedlichen Gewichtungen. Das führt bei den Menschen auch zu einer gewissen Ermüdung. In Deutschland hingegen gibt es einen Widerwillen gegen Große Koalitionen – sowohl innerhalb der Parteien als auch in der Bevölkerung. Deswegen sind Große Koalitionen bei uns immer nur eine Notlösung...

Ehe Sigmar Gabriel 2009 zum Parteichef gewählt wurde, sagte er, lasst uns dahin gehen, wo es riecht, gelegentlich auch stinkt... Geht die SPD dort hin?

Ja, wir gehen dorthin. Wir kümmern uns sehr stark um die, die es wirklich schwer haben, auch wenn wir feststellen, dass diejenigen uns nicht notwendigerweise dafür wählen. Ein Beispiel ist der Mindestlohn, von dem eine große Mehrheit unserer Wähler und Mitglieder nicht persönlich betroffen ist. Aber wir halten ihn für dringend notwendig. Zum einen, weil er allen unseren Grundwerten entspricht, zum anderen, weil er eine große Bedeutung für die ganze Gesellschaft hat. Denn durch die Festlegung eines Mindestlohns steigen notwendigerweise auch die Löhne darüber an.

> “ Das Existenzrecht Israels ist etwas, das wir immer wieder und gegenüber allen verteidigen

Womit wollen Sie die Menschen, die jetzt teilweise AfD wählen oder gar nicht wählen, zur SPD holen?

Das muss auf zwei Ebenen geschehen. Das eine ist das inhaltliche, da machen wir einiges, aber das ist ein langfristiger Prozess. Diese Menschen sind misstrauisch und haben sich von der Politik ein Stück weit entfremdet. Das kann man nicht mit einer Maßnahme ändern. Wir schauen genau hin, was die Menschen brauchen, damit ihr Leben besser wird.

So kümmern wir uns jetzt zum Beispiel um Erwerbsminderungsrenten, um Betreuungsmöglichkeiten für Kinder, damit auch Alleinerziehende berufstätig sein können, und dergleichen mehr. Das sind langfristige Maßnahmen, die dringend notwendig sind und mit denen man auch Vertrauen wieder aufbauen kann.

Und das zweite ist, dies zu vermitteln. Das wird immer schwieriger, weil sich, wie gesagt, das Informationsverhalten der Menschen verändert hat. Wir müssen innovativer werden und noch stärker digitale Kanäle wie beispielsweise Facebook nutzen. Dort hat man es natürlich leichter, wenn man, wie die AfD, vereinfacht und mit Angst und negativen Gefühlen arbeitet. Die sind leichter zu wecken als das, was wir tun: Zutrauen, Vertrauen und die Förderung von Eigeninitiative. Dafür brauchen wir einen langen Atem.

In Zeiten gesellschaftlichen Wandels ist die SPD immer stark

Bis zu den Wahlen 2017 es ist aber maximal Mittelstrecke...

Ja, und wir sind bereits gut dabei. Von außen sieht man nicht alles, was im Inneren schon passiert...

Wo, glauben Sie, werden Sie Erfolg haben?

Unser Ehrgeiz ist es, die Menschen davon zu überzeugen, dass wir die richtige Politik für sie machen. Wir machen beispielsweise richtig gute Politik für Familien und haben mit unserer Familienministerin Manuela Schwesig auch eine Figur, die dafür sehr glaubwürdig steht.

Familien sind immer Teil einer solidarischen Mitte der Gesellschaft, die stark an Zusammenhalt interessiert ist. Das sind Menschen, die sich selbst einbringen, in der Arbeit, im Ehrenamt und in der Familie. Die wollen wir dabei unterstützen.

Juden spielten in der SPD immer eine wichtige Rolle ... auch nach 1945, etwa Hamburgs Bürgermeister Weichmann... Heute gibt es einen einzigen Juden in prominenter Position in der SPD, Peter Feldmann aus Frankfurt...

Wir sind die einzige Partei in Deutschland, die einen aktiven Arbeitskreis für jüdische Mitglieder hat. Ihre Belange haben einen sichtbaren Platz in der SPD. Das ist uns wichtig.

Traditionell wählten die Juden SPD, in den USA die Demokraten – das hat sich geändert... Ein Blick nach Schweden: Die erste Maßnahme von Ministerpräsident Löfven war die bedingungslose Anerkennung Palästinas, die bedingungslose... Israels Beliebtheit in Europa ist sehr niedrig...

Natürlich gibt es in unserer Partei Israels Politik gegenüber nicht nur uneingeschränkte Zustimmung. Die muss es auch nicht geben. Aber das hat nichts mit dem Judentum zu tun. Bei diesem Thema gibt es in der SPD eine ganz klare Differenzierung, und zwar sowohl in der politischen Führung als auch an der Basis.

Früher bestanden sehr enge Verbindungen der Parteiführung, der Jusos und der Falken mit der Mapai, der israelischen Arbeitspartei...

Diese Verbindungen bestehen noch immer und sie werden sehr gepflegt. Wir stehen in regem Austausch. Mit dem Willy-Brandt-Zentrum in Jerusalem haben wir in Israel selbst eine großartige Einrichtung. Gerade unsere Jugendorganisationen sind dort sehr aktiv und in engem Kontakt mit ihren israelischen Partnern.

Der Atomwaffensperrvertrag mit dem Iran ist ein rein technischer Vertrag. Ist es nicht ein Manko, dass gerade Deutschland mit seiner besonderen Verantwortung für die Existenz Israels nicht auf eine Festschreibung des Existenzrechts aller Staaten, auch Israels, bestanden hat? Der „gemäßigte“ iranische Präsident Rohani hält an dem Ziel der Vernichtung Israels fest...

Das Existenzrecht Israels ist etwas, das wir immer wieder und gegenüber allen verteidigen. Was den Vertrag mit Iran angeht, habe ich großes Vertrauen in Frank-Walter Steinmeier, dass er sehr genau abwägt, was vertretbar ist und was nicht. Denken wir an Willy Brandt, dessen Credo war Wandel durch Annäherung. Man muss abwägen, ob man kleine Schritte macht oder auf seiner Position beharrt.

Wäre die SPD in einer Notsituation Israels bereit, mit aller Kraft für diesen Staat einzutreten?

Ja. Auf jeden Fall.

Die Rede von Otto Wels 1933 gegen das Ermächtigungsgesetz der Nazis, die Einführung des Frauenwahlrechts, das sich für die SPD negativ auswirkte ... ist die SPD am besten, wenn sie als Märtyrer auftritt?

Die SPD war immer in Zeiten des gesellschaftlichen Wandels stark. Derzeit erleben wir so eine Situation. Und das ist die Zeit, wo es Sozialdemokratie besonders braucht.

Warum geht die SPD so grausam mit ihren Vorsitzenden um ... denken wir an den Abgang Kurt Becks...

Diese Szene ist nicht repräsentativ für die SPD. Wir sind eben eine besonders kritische Partei. Das ist im Grunde unsere besondere Stärke. Mir ist es aber extrem wichtig, dass Kritik sich auf die Politik bezieht und man persönlich fair miteinander umgeht. Ich komme aus Rheinland-Pfalz und bin durch Malu Dreyer und auch durch Kurt Beck sozialisiert. Dieser Grundsatz des fairen Umgangs miteinander ist für mich elementar und ich werde ihn auch weiter hochhalten.

Was treibt Sie an in der Politik?

So naiv das klingen mag: Ich will die Welt besser machen. Ich bin vor 22 Jahren in die SPD eingetreten. Berufspolitikerin zu werden, konnte ich mir damals nicht vorstellen...

... und die Macht...

... spielte bei mir überhaupt keine Rolle...

... und heute?

Ich glaube, ich habe da einen sehr weiblichen Ansatz: Nicht Macht um der Macht willen, aber Macht, um etwas verändern zu können...

... wie Maggie Thatcher ... oder Golda Meir...

Ich brauche Macht, um etwas zu verändern. Es ist schön, jetzt hier zu sein und so viel bewegen und gestalten zu können. Es würde mich sehr freuen, wenn ich die Dinge ein Stück weit besser machen kann. ■

Katarina Barley (SPD) sprach mit den JVG-Redakteuren Rafael Seligmann und Elisabeth Neu im Willy-Brandt-Haus in Berlin

Seit fast 170 Jahren in Berlin an Ihrer Seite.

Berlin fasziniert seit jeher: mit seiner unbändigen Energie, unerschöpflichen Kreativität und großen Innovationskraft. Geprägt von den Menschen die hier leben. Die wir seit fast 170 Jahren mit Energie versorgen. Es gibt für uns nichts Schöneres, als dies auch in Zukunft zu tun. Denn wir alle sind: Die Berliner Energie.

www.gasag.de

DIE BERLINER ENERGIE | GASAG

MODERNE ZEITEN

Liebe und Glaube in Tel Aviv und Berlin

Versuche eines Ausgleichs zwischen Religion und Lebensfreude

Neve Tzedek_ www.goisrael.com Dana Friedlande

Von Franziska Knupper

Raz ist enttäuscht. Es ist Freitagabend, der Schabbat hat gerade begonnen und er ist allein Zuhause. „Es ist ein eigenartiges Gefühl", sagt der junge Grafikdesigner. „Ich bin daran gewöhnt, dass die ganze Familie am Freitag in meinem Elternhaus zusammenkommt. Nun wohne ich endlich in Israel und verbringe den Schabbat allein. So habe ich mir das nicht vorgestellt." Raz, 27, ist vor eineinhalb Jahren von Frankreich nach Israel ausgewandert. Aus Nantes stammend, hat er einige Probleme gehabt, sich in Tel Aviv einzugewöhnen. Die Hitze, das mediterrane Temperament, die Sprache, die Preise. Und doch bereut er keinen Tag, ins Heilige Land gekommen zu sein: Raz ist religiöser Jude. Er genießt es, sich den Schabbat frei zu nehmen, ohne sich bei seinem Arbeitgeber entschuldigen zu müssen, und überall die Kippa zu tragen, ohne misstrauische Blicke zu ernten. In Nantes ist das alles nicht so einfach gewesen. „Und hier gibt es an jeder Ecke koschere Restaurants", freut er sich.

Iris, seine neue israelische Freundin mit ihren langen roten Haaren und Sommersprossen auf Armen und Beinen, machte das Glück perfekt. Bereits nach einem Jahr sagte sie Ja. Doch Iris lebt säkular: In Tel Aviv aufgewachsen, bei einem Start-Up beschäftigt und den sozialen Medien verfallen, hat sie kein Interesse an Religion. Auch an diesem Freitagabend ist sie beschäftigt. „Sie hatte mir eigentlich versprochen, zum Abendessen zurück zu sein. Doch anscheinend wird es später", erklärt Raz. Er rückt die Kippa auf seinem dunkelbraunen Haar zurecht. Mit Dreitagebart, braungebrannt, mit weißem Leinenhemd und Wildlederschuhen sieht er bereits aus wie ein echter Israeli.

Das Paar lebt in Jaffa, dem arabischen Teil der Metropole. Viele junge Leute ziehen hierher und genießen die niedrigen Mieten und den guten Hummus. Inmitten einer neuen Bohème fühlen auch Raz und Iris sich wohl. Es sei ja nicht so, dass er nahe einer Jeschiwa leben müsse, betont der Franzose. Vielmehr ginge es darum, seine Religion auch in einer modernen Welt bewahren zu können und sich nicht dafür schämen zu müssen.

Keine Kompromisse?

Raz erhebt sich vom weißen Korbstuhl und stellt Wein und Brot bereit; den Auflauf hat Iris bereits am Vortag zubereitet. „Ich finde schon, dass ich mir Mühe gebe", verteidigt sie sich. „Aber ich sehe nicht ein, dass ich mich nun für einen Mann ändern soll." Gerade das Wochenende sei in ihrer Branche extrem wichtig. Da treffe man sich auf Events und lerne neue Leute kennen. „Unser Start-Up beschäftigt sich mit Freizeitangeboten. Da muss ich natürlich wissen, was Tel Aviv am Wochenende so zu bieten hat." Samstags sei der einzig freie Tag in der Woche, da wolle sie nicht ans Haus gefesselt sein. Und immer wieder würden die Freunde fragen, wo denn ihre beste Hälfte sei. „Und ich gebe immer die gleiche Antwort: Er ist zuhause und hält Schabbat." Nicht, dass sie die Religion ihres zukünftigen Mannes nicht zu schätzen wisse. Es zeige Ernsthaftigkeit und die Selbstsicherheit, in der heutigen Welt kompromisslos seine Ideale zu leben. „Aber muss man in einer Beziehung nicht immer Kompromisse eingehen?"

> **Es ist nicht damit getan, alle zwei Monate in die Synagoge zu gehen. Entweder ganz oder gar nicht**

Eben aus diesen Fragen hat auch Dimi seine Konsequenzen gezogen: Der Israeli ist vor drei Jahren nach Berlin gezogen, um dort eine Karriere als Jazz-Musiker zu verfolgen. Und weit weg vom Judentum seinen eigenen Weg zu finden: „Ich komme zwar nicht aus einer streng religiösen Familie, aber die Emotionen und Traditionen um das Thema herum haben mir regelrecht die Luft abgeschnürt." Dimis Eltern sind in den 80er Jahren von Russland nach Israel ausgewandert; das Heilige Land und die Religion nehmen einen hohen Stellenwert in ihrem Alltag ein. Weit weg von der Heimat fühlt Dimi sich freier: „In einer so großen Familie wie meiner waren all die Verpflichtungen fast wie ein zweiter Job – Bnei Mitzwot, Geburtstage, Beerdigungen, Hochzeiten und dann jeder Freitagabend und am besten noch Samstagmittag – das wurde mir alles zu viel." Viele Auftritte des Jazz-Pianisten – in Bars oder in Hotels – finden am Wochenende statt. Dimi war es leid, sich immer bei der Familie entschuldigen zu müssen: „Mit diesem ewig schlechtem Gewissen ist jetzt Schluss."

Traditionelle Geschlechterrollen

Der 25jährige glaubt nicht, dass man in Israel als Jude diesem Druck entkommen kann. Für ihn war der Ortswechsel entscheidend. In Europa sei der Glauben mittlerweile reine Privatangelegenheit und in Berlin findet er mehr Gleichgesinnte. Ob er sich eine Zukunft hier vorstellen könne? „Auf jeden Fall. Hier kann ich frei von allen Zwängen leben. Und eine Freundin finden, die das gutheißt."

Raz hingegen wünscht sich eine größere Präsenz von religiösen Verpflichtungen in seinem Alltag. Deswegen ist er ausgewandert: „Ich habe mir nie erträumt, dass wenn ich endlich nach Israel komme, ich mich in eine säkulare Jüdin verliebe." Er hatte gehofft, eine Frau zu finden, die das Judentum gemeinsam mit ihm aktiv lebt. Eine Frau, mit der er Freitag nachmittags auf den Markt gehen und dann das Abendessen zubereiten kann, die Familie und Freunde einlädt und an Feiertagen gemeinsam mit ihm in die Synagoge geht. „Das muss er mir erst schmackhaft machen. Ich hasse es, zwischen diesen frommen Frauen auf der Empore zu sitzen", klagt Iris. „Aber wenn er die Dinge in die Hand nimmt, dann werde ich ihm vielleicht folgen. Er darf nur nicht erwarten, dass die Initiative von mir ausgeht." Sie wehrt sich gegen die Geschlechterrollen des traditionellen Judentums. An Pessach sei es für Raz ganz selbstverständlich gewesen, dass sie als Frau das gesamte Haus putzen würde, die Krümel aus jeder Ecke fege und neues Pessach-Geschirr kauft. „Das habe ich aber nicht getan. Und so hatten wir an den Feiertagen dann eben nicht mal Messer und Gabel, mit denen er essen wollte." Ihrer Ansicht nach suchen viele jüdische Männer eine zweite Mutter, die die Traditionen ihrer Kindheit genauso weiterführen. In diese Rolle will Iris sich nicht drängen lassen. „Ich bin bereit, ihn für seine Lebensweise zu bewundern. Solange er das Gleiche für mich tut."

Laying Tefflin at the Western Wall Noam Chen www.goisrael.com

Dimi wird in diesem Sommer auf diversen Festivals mit mehreren Bands musizieren. Er wird häufig unterwegs sein. „Wäre ich religiös, so würde mich dies vor viele Probleme stellen. Und hätte ich eine gläubige Freundin, so könnte ich nicht von ihr erwarten, dass sie mich begleitet." Die jüdische Religion sei nur schwerlich mit dem heutigen gemäßigten Christentum vergleichbar und kaum mit dem 21. Jahrhundert in Einklang zu bringen, findet er. „Es ist nicht damit getan, alle zwei Monate in die Synagoge zu gehen. Entweder ganz oder eben gar nicht." Eine Beziehung wie die von Iris und Raz hält er für sehr kompliziert. Gerade wenn eines Tages Kinder im Spiel seien, würden die Fragen immer dringlicher werden. In welche Schule werden sie gehen? Muss die Tochter unbedingt heiraten? Wird eine große Bat Mitzwa gefeiert? Iris weiß, dass die Zukunft schwierig werden wird: „Natürlich frage ich mich: Wie werden wir trotz solcher Differenzen Kinder erziehen? Ich habe alles getan, um mich vom Glauben zu emanzipieren. Und nun gebe ich all das wieder auf? Für die Liebe?" ■

TRANQUILIZER

Der Preis der Coolness

Psychische Belastung durch ständige Bedrohung

Dean812 [Flickr] 1358399695_9c1aeecab9_o (CC BY 2.0) (https://creativecommons.org/licenses/by/2.0/)

Israel: Höchster Sedativa-Konsum weltweit

JVG

Das ist schlimm. Aber die Party geht weiter. Wir werden in Zukunft besser aufpassen", meint Eden Shoshani. Der 28jährige Boutique-Verkäufer aus dem südlichen Florentin fällt ein in den Chor der Tel Aviver nach dem Terror-Anschlag auf ein Café im schicken Sarona-Distrikt: „Nicht unterkriegen lassen!", „Weitermachen wie bisher!", „Tel Aviv ist unverwüstlich", „Es braucht schon mehr als eine Maschinenpistole, um uns die Lebensfreude auszupusten". „Wenn wir Angst zeigen, haben die Terroristen gewonnen" – entsprechend unerschütterlich ist der Tenor, wenn Touristen oder ausländische Korrespondenten Tel Aviver nach ihrer Reaktion zu Terror-Attentaten fragen. „Cool" ist das Markenzeichen der Einwohner in der Metropole am Mittelmeer. Doch so unerschütterlich wie sie sich vor Fremden geben, sind die Tel Aviver keineswegs. Nur, in Tel Aviv gehört es zum ungeschriebenen Kodex, sich, anders als etwa in Jerusalem, ungerührt zu geben. Und zwar ausnahmslos für jeden – einerlei, ob man jung oder alt, krank oder gesund, in der Stadt geboren oder als Krankenpflegerin aus Manila hierher gekommen ist. Nur aufgrund dieses unaufgeregten Lebensgefühls konnte sich die 1909 auf den Sanddünen vor der uralten Philisterstadt Jaffa gegründete Ortschaft binnen weniger Jahrzehnte zur unangefochtenen Metropolis entwickeln, wo Israels wirtschaftliches, kulturelles, gesellschaftliches Herz pocht. Das fordert seinen Tribut: „Keine Wehleidigkeit zeigen. Um keinen Preis!"

„Die Menschen hier sind nicht anders als in Haifa oder Netanya. Sie haben die gleiche Angst. Aber in unserer Stadt mussten sie immer Haltung zeigen. Und sie sind entschlossen, das weiter zu tun", erläutert Jakob Goldman. Der 66jährige war lange Professor der Chirurgie. Doch seit seiner Gefangennahme im Jom-Kippur-Krieg von 1973 widmete er stets einen Nachmittag der Betreuung von Menschen in psychischen Notsituationen. „Während der Haft wurden wir körperlich und seelisch gefoltert. Die Traumata sind nicht sichtbar. Doch sie müssen behandelt werden, ansonsten weiten sich die Schäden aus oder sie werden irreversibel", erläutert er. Seit seiner Pensionierung vor einem Jahr kümmert sich Goldman nun an zwei Tagen in der Woche um die durch Attentate Traumatisierten. Von den Auswirkungen seien nicht nur die unmittelbar physisch Verletzten betroffen, sondern auch die Entronnenen und vor allem die Angehörigen.

> **Es gehört zum ungeschriebenen Kodex, sich ungerührt zu geben**

Im Verlaufe des Gesprächs macht der Arzt deutlich, dass das Korsett der „stiff upper lip" sofort nach Attentaten den Betroffenen Halt geben kann. Doch bei schweren körperlichen Verletzungen oder beim Verlust von Angehörigen brauche es unbedingt die Hilfe von Fachleuten. „Bei der Armee haben wir heute bis zu 50 Prozent Ausfälle durch posttraumatische Störungen. Bei zivilen Anschlägen kümmern sich die Therapeuten zunächst um die direkt Betroffenen. Doch auch Menschen, die scheinbar unverletzt an Nebentischen saßen und entkommen konnten, entwickeln vielfach zunehmende Angststörungen, je weiter die Anschläge zurückliegen."

Dies träfe cum grano salis auch für den gesamten Staat Israel zu. Tel Aviv bilde hier keine Ausnahme. Faktisch habe kein Israeli eine längere Phase ohne Terroranschläge oder kriegerische Gewalt erlebt. Dies gelte für Juden wie für Araber gleichermaßen. Die Logik der Terroristen sei einfach: Durch Attentate gegen Zivilisten mit möglichst vielen Opfern sollen militärische Gegenschläge Israels provoziert werden. Diese wiederum erzeugen Hass, vor allem bei arabischen Jugendlichen. So werde eine Spirale der Gewalt in Gang gesetzt, die zu einer immer schärferen Eskalation führe. Bislang ist es nicht gelungen, diesen Teufelskreis zu durchbrechen.

Die Tel Aviver mögen cool auftreten. Die objektiven Zahlen strafen ihr gewollt lässiges Verhalten allerdings Lügen. Seit Jahrzehnten verzeichnet Israel den höchsten pro-Kopf-Verbrauch von Tranquilizern weltweit. Und Tel Aviv bildet da keine Ausnahme. ■

JEWISH VOICE FROM GERMANY

Herausgeber V.i.S.d.P.
Dr. Rafael Seligmann

Design
Lukas Kircher

Chefredaktion
Hartmut Bomhoff, Dr. Elisabeth Neu

Chef vom Dienst
Paul Siebel

Layout
Michal Blum, Paul Siebel

Redaktion
Jonathan Berkmann, Sabine Dultz, Siegfried Guterman (Wirtschaft), Dr. Susanne Mauss († 2014), Dr. Tong-Jin Smith, Laura Stelter

Autoren
Michael S. Cullen, Prof. Michael Rutz, Dr. Roland Tichy

Anzeigen
jvg@berlin.de

Kontakt
SVoice from Germany GmbH
Postfach 311310
D-10643 Berlin
Telefon: 030 – 857 26 888
E-Mail: jvg@berlin.de

www.jewish-voice-from-germany.de

LIBERALISMUS

Zurück zum Freihandel

Zollabbau stabilisiert Wohlstand und Frieden

Werner Bayer [Flickr] 1483860638S_5e1735ed59_o (CC BY 2.0) https://creativecommons.org/licenses/by/2.0/

Hamburger Hafen: Drehkreuz des Welthandels

Schon lange nichts mehr von Doha gehört? Nein, ich meine nicht die Hauptstadt von Katar, sondern die danach benannten Welthandelsgespräche. Sie haben jahrelang die Wirtschaftsnachrichten bestimmt, nach einem optimistischen Auftakt folgte erst ein Stottern und schrittweises Scheitern und dann in 2015 das endgültige Aus; ein jämmerliches Verwinseln großer Ambitionen, was in der Diplomatensprache als „auf unbestimmte Zeit ausgesetzt" verklausuliert wurde. Blättern Sie trotzdem mit mir zurück in große Kapitel, die allerdings unser Leben bestimmen. Bilaterale Verhandlungen zum Abbau von Handelshemmnissen sollten Doha-Runde und Welthandelsgespräche ersetzen. Etwa die Transatlantischen Freihandelsgespräche (TTIP), die nun ihrerseits scheitern werden: Weder in Europa noch in den USA ist dafür eine Mehrheit erkennbar; Politiker auf beiden Seiten des Atlantiks von Donald Trump bis zum französischen Präsidenten François Hollande sind Verfechter von „Buy American" oder „Buy French".

Angst vor dem Nexit

Brexit hin oder her – die Frage in Europa ist eher: Nexit. Welches Land ist das nächste, das aus dem Staatenverbund ausscheidet, der als Freihandelsunion begann? Freihandels-Verhandlungen, das ist heute etwas für Technokraten und Experten der Bürokratien – Politiker mit dem Finger am Puls der Wähler wenden sich ab. Freihandel als Wohlstandsversprechen, Globalisierung als Befreiung aus den engen Grenzen des Nationalstaates – dieses Narrativ hat offensichtlich die „kulturelle Hegemonie" verloren. Der marxistische Theoretiker Antonio Gramsci verstand darunter nicht Zwang, sondern die vermittelte Überzeugung der Menschen, dass sie in der „besten aller möglichen Welten" lebten.

> **Regulierungen werden leicht, geradezu selbstredend begründet; Deregulierung findet keine Anhänger mehr**

Diese beste aller Welten begann 1947 mit dem Welthandelsabkommen GATT, in dessen Rahmen die Zölle um fast ein Viertel gesenkt wurden. Damit begann die Phase der weltwirtschaftlichen Erholung nach dem Zweiten Weltkrieg und rund 60 goldene Jahre kontinuierlicher Fortschritte in der Globalisierung, einer Ausweitung des Welthandels und des Zusammenwachsens der Nationen. Es war keine geradlinige Entwicklung; es gab Rückschläge, Entkolonialisierungskrisen, den Eintritt Chinas und zuletzt des sowjetisch beherrschten Ostblocks in die Globalisierung. Auf lange Frist betrachtet war es eine ständige Verbesserung des Zustands der Welt, gemessen an Rückgängen in den Zahlen der Menschen, die in absoluter Armut leben, der Säuglingssterblichkeit oder dem Zugang zu elementaren zivilisatorischen Leistungen wie Bildung.

Vielleicht wird irgendwann nicht das Scheitern der Doha-Runde als der Tag der Wende von zukünftigen Historikern benannt werden, die aus ihrem Abstand und zeitlicher Distanz die globale kulturelle Kontinentaldrift besser verstehen werden; vielleicht war es der 11. September 2001 mit seiner dramatischen Zuspitzung archaischer Konfliktpotentiale, die an diesem Tag die Türme des World Trade Center und damit die Symbole des Welthandels konkret pulverisierten. Gramsci ist seit 1937 tot; und philosophische Fragestellungen sind nicht an den Tag des Kalenders gebunden. Die historischen Triebkräfte der Nachkriegsentwicklung, freie Märkte, Liberalismus, Welthandel und Abbau von Handelsbegrenzungen werden seither schrittweise suspendiert. Europa leidet unter dem gegen Russland verhängten Embargo und einer kulturellen He- gemonie der Bürokratie: Regulierungen werden leicht, geradezu selbstredend begründet; Deregulierung findet keine Anhänger mehr.

Erleben wir das Ende der goldenen Jahre des globalen Liberalismus? Blättern Sie mit mir noch ein paar Seiten weiter zurück. Den globalen Liberalismus erlebte die Welt bereits. Die Jahrzehnte vor 1914 waren geprägt durch Freihandel – „die deutschen Rinder weiden am Rio de la Plata", soll der damalige Berliner Reichskanzler von Bethmann-Hollweg gesagt haben. Es wäre ein Satz, der französische und deutsche Bauern heute noch zu Straßenblockaden veranlassen würde. Der Goldstandard wirkte als globale Einheits-Währung; weil jede nationale, ebenfalls goldgebundene Währung im Dreisatz darüber ausgedrückt werden konnte und Auf- bzw. Abwertungen den realen Wertverlust kompensierten – Welthandel leicht gemacht. Der Transatlantikverkehr war so dicht, die Passagierdampfer fuhren hintereinander wie rauchende Elemente einer schwimmenden Perlenkette, dass man auf der Titanic glaubte, auf eine ausreichende Anzahl von Rettungsbooten verzichten zu können: Der nächste, helfende Dampfer schien ganz bestimmt in unmittelbarer Nähe zu sein. Die Intensität des globalen Handels hatte ein Ausmaß angenommen, das erst wieder in den 1990er Jahren erreicht wurde, behaupten Wirtschaftshistoriker.

Kulturelle Hegemonie

Denn dazwischen waren die düsteren Jahre des Großen Krieges und die kaum weniger schwarzen Jahre der Zwischenkriegszeit. Aus der Perspektive des Freihändlers betrachtet waren die Folgen des 1. Weltkriegs: Grenzen. Die großen Imperien waren zerfallen: Das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn zersplitterten in osteuropäische Kleinstaaten mit unübersichtlichen Grenzkonflikten; das Osmanische Reich zerfiel entlang mit dem Lineal gezogener Grenzen im Nahen Osten und damit in religiöse und territoriale Konflikte, die heute mit äußerster Brutalität aufbrechen. Am schnellsten erholten sich das British Empire mit seinen weltumspannenden Märkten von Europa, über Afrika nach Indien und Australien sowie der nordamerikanische Wirtschaftskontinent – beide Imperien groß genug, um einen Binnen-Welthandel innerhalb ihrer Imperien abzuwickeln. Verklemmt in Kleinstaaterei, Autarkiebestrebungen und abgekoppelt von den Weltmärkten versuchten Italien und Deutschland den Befreiungsschlag durch gewalttätige Expansion. Es ist bekanntlich nicht gut ausgegangen.

Die oben zitierten GATT-Verhandlungen von 1947 waren die Rückkehr der Vernunft und der Einsicht in globale Notwendigkeiten. „Die Erde ist eine Scheibe", hat Thomas Friedman die neue Globalisierung der jüngsten Jahrzehnte als faktischen Zustand beschrieben. Es sieht so aus, als ob die globale Pizza Berge, Täler und unüberwindliche Klüfte erhält. In *The Lexus and the Olive Tree* (Dt: *Globalisierung verstehen. Zwischen Marktplatz und Weltmarkt*) versucht Friedman zu beschreiben, dass die globalen Technologien die Versuche der Menschen, sich um die traditionellen, regionalen Stämme zu scharen, verunmöglichen würden, die Globalisierung unausweichlich sei. Allerdings war die gleichzeitige Durchdringung der Welt mit Telegraph, Fotografie, Dampfmaschine, Stahlherstellung und Chemie zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht weniger spektakulär, allumfassend – und vielfach verängstigend. Die Ordnung der Welt ist nicht bestimmt durch das Können der Techniker, sondern das Wollen der Menschen und ihrer Politiker. Freihandel und Liberalismus entstehen nicht zwangsläufig, sind keine Folge technischer Revolutionen. Techniken werden von archaischen Revolutionären des Gestern sogar am entschiedensten benutzt, wie die Geschichte von Hitler bis zum Islamischen Staat beweist, der seine Mörderbanden mit Mobilfunknetzen und den Techniken der Crowd-Organisation steuert. Freihandel und Liberalismus sind kulturelle Werte. Ohne ihre kulturelle Hegemonie droht der Rückfall in die Isolation und die nachfolgende Grausamkeit. ■

Roland Tichy ist einer der angesehensten deutschen Wirtschaftsjournalisten. Seine politisch unkorrekten Meinungen finden sich unter: „Tichys Einblick" (www.rolandtichy.de)

Roland Tichy

REALITÄTSFALLE

Sag mir wo die Frauen sind...

Politisch unkorrekte Gedanken zu Quoten und Karriere

Von Hubert-Ralph Schmitt

Nichts ist spannender als die Besetzung von leitenden Positionen. Nichts ist unmöglich, keine skurrile Situation ist wegzudenken, vieles muss beachtet werden. Die Kandidatinnen und Kandidaten müssen über die entsprechende Ausbildung verfügen, entscheidend sind auch Auftreten, Alter, Ausstrahlung, Erfahrung, Wissen, persönliches Umfeld und vieles mehr. Dazu kommen gesellschaftliche Zwänge – ach ja, die Frauenquote – die es ebenso zu beachten gilt. Als Entscheider hat man die Wahl der Qual – falls man sie überhaupt hat.

Tatsache ist, dass man für herausragende Führungspositionen eben oft nicht die Persönlichkeiten findet, die man finden will. Einerlei, ob bei Männern oder Frauen. Auch der politisch gewollte und im Meinungsbild der Gesellschaft akzeptierte Konsens klappt nicht – noch heute sind die herausragenden Stellen zwischen Männlein und Weiblein nicht paritätisch besetzt. Work-Life-Balance und die Negation der Verantwortungsübernahme lassen vielfach geeignete Kandidaten missen.

Gute Noten führen nicht zur Spitze

In fast allen Berufszweigen, insbesondere aber in solchen, die die seit über dreißig Jahren bestehenden Numerus Clausus-pflichtigen Studien voraussetzen, seien es Naturwissenschaften, Medizin oder gar Tiermedizin, sei es aber auch nur in der Bankenwelt, ist es so, dass mehr Frauen als Männer in diese Studienfächer einsteigen und in der Regel mit großem Erfolg abschließen. Alles Voraussetzungen, die es ermöglichen sollten, den akzeptierten gewollten gesellschaftlichen Konsens zu erreichen.

Es ist kein Geheimnis, dass ein klassisches Phänomen existiert. Die Zugangsnoten sind in der Regel im Alter zwischen 17 und 19 von Frauen besser als die junger Männer. Ein Phänomen, das es als Entscheider nicht zu untersuchen gilt – es ist halt so und es führt dazu, dass die Studienabgänger eben nicht paritätisch verteilt sind.

Und so setzt es sich durch das gesamte Berufsleben hindurch fort. Nun kommt hinzu, dass sich die Frauen nicht so entwickeln, wie dies eigentlich unter Karrieregesichtspunkten vorgegeben sein müsste. Die emanzipatorischen Strategen mögen dem Autor verzeihen, vielfach ist es so, könnte man fast meinen, dass Frauen doch noch immer dem klassischen Familienbild anhängen. Es soll, und das ist kein Geheimnis, vielfach passieren, dass Frauen den Willen haben, zu einem bestimmten Zeitpunkt eine Familie zu gründen. Es soll sogar geschehen, dass Frauen auch heiraten wollen und dann – wie die Natur es vorsieht und die Gefühle von Frauen und Männern es erheischen – klassisch Kinder bekommen und diese dann auch noch selber erziehen. Alle emanzipatorischen Bemühungen und die Erziehung nützen vielfach nichts. Männliche Partner mögen zwar vom Zeitaufwand vielfach gleich in den Familien mitwirken, dennoch, es mag dem Autor vielleicht nur so erscheinen, verlagert sich oft die Familienverantwortung mehr auf den Rücken der Frau und das „klassische Geldverdienen" auf den gewollt breiten Rücken des Mannes. Und die meisten Männer wollen es nun mal so!

JVG

Es ist nicht nur ein Phänomen, es soll sogar passieren, dass Frauen Männer „erwählen", die eben dieses klassische alte Familienbild spiegelbildlich darstellen. Männer, die sozial in der Lage sind, je nach einkommenstechnischen Voraussetzungen für Familien zu sorgen, werden sogar bei hochgebildeten und erfolgreichen Damen vielfach erkoren.

Kann es sein, dass die Realitätsfalle zuschnappt? Das klassische Familienbild: „Mann macht Karriere, Frau macht Familie" ist, so erscheint es zumindest dem Autor, immer noch das vorherrschende Phänomen junger westeuropäischer Familien. Daran haben alle Erziehungsversuche, alle Emanzipationswellen nichts geändert. Nicht einmal eine Bundeskanzlerin.

Kommen dann diese Frauen gefühlt aus der „Erziehungsphase" heraus, dann folgt das nächste Phänomen: Sie wollen vielleicht gar nicht mehr Verantwortung als Führungskräfte übernehmen. Es sei betont, dass dies nicht an der Ausbildung oder an mangelnder Erfahrung, sondern ausschließlich am eigenen Willen liegt. Damit scheitern vielfach Versuche, die Frauenquote zu erfüllen. Es ist nicht nur ein Anscheinen, die Zahlen mögen es beweisen.

Archaische Falle

Nun haben Personalverantwortliche die Situation, dass hier eben keine geeigneten Frauen zu finden sind; also Frauen, die in dem klassischen Führungsalltag von 38 bis 50 Stunden aufgehen möchten und Führungsjob und -rolle eben übernehmen. Dies gilt nicht „irgendwie" für die klassischen Berufe, wie beispielsweise Chefarztpositionen in Krankenhäusern, für die Besetzung von Tierarztpraxen, sondern auch in anderen Berufsgruppen. Als Banker kann man hier wunderbar sein Leid klagen.

Sind die Frauen nun schlechter als die Männer? Alles Quatsch! Gilt in den klassischen Familien weiterhin Kinder statt Karriere? Möglicherweise. Es ist auch keine Frage der finanziellen Verlockung, neudeutsch: Incentivierung, dieser Positionen – Familienverantwortung, Work-Life-Balance und klassische Familienstruktur spielen somit immer noch die führende Rolle.

Was nun, wenn man eben keine geeigneten Bewerberinnen findet – oder wenn man aufgrund falscher Ausbildungsquoten auch keine geeigneten männlichen Bewerber finden kann? Führte man eine Männerquote in den Numerus Clausus-pflichtigen Fächer ein, verböte man die Familienrudelbildung oder gar das Kinderkriegen? Oder verbietet man eben diesen Frauen, Männer zu erwählen, die Familien standesgemäß ernähren können?

Alles Fragen, die zu spannenden Rückschlüssen führen könnten. Es bleibt festzustellen, dass Frauen keinesfalls weniger leistungsfähig sind als Männer. Sie sind in der Ausbildung vielfach sogar besser, sie sind mindestens genauso strebsam, aber sie laufen in die archaische Falle, dass die Realität den gesellschaftlichen Wunsch doch letztlich erschlägt.

Drücken sich Frauen vor der Verantwortung? Nein. Es ist die Wirklichkeit, die dazu führt, dass Positionen ungleichmäßig besetzt werden. Familie schlägt nun mal Berufswunsch und Karriere, das hat nichts mit Emanzipation, sondern mit Leben, also mit Natur, Tradition, gesellschaftlicher Realität zu tun. Die Männerquote im Numerus Clausus beispielsweise als Ansatz – eine Forderung, die den Autor auf dem Scheiterhaufen der Emanzipation hat enden lassen. ■

Hubert-Ralph Schmitt ist CEO der Bank Schilling

LEBENDIGE ERINNERUNG

Der Geist von Breslau: Tradition und Aufklärung

Die Kulturhauptstadt Europas greift ihr jüdisches Erbe auf

Von Hartmut Bomhoff

Dies ist das wichtigste Ereignis für die Stadt in ihrer Nachkriegsgeschichte", sagte Stadtpräsident Rafal Dutkiewicz zu Beginn dieses Jahres, in dem Wroclaw eine der zwei Kulturhauptstädte Europas ist. Während das baskische San Sebastian ganz auf Zukunftsprojekte setzt, erzählt die Metropole an der Oder von ihrer wechselvollen Vergangenheit, in der sich Deutsches und Polnisches durchdringen und auf das Engste mit der jüdischen Geschichte Schlesiens verbunden sind. Um 1933 waren im damaligen Breslau gut 23.000 jüdische Bürger zu Hause; die Synagogen-Gemeinde war damit die drittgrößte im Deutschen Reich. Dass es heute jüdisches Leben in Wroclaw gibt, ist für viele Besucher eine große Überraschung. Die Jüdische Gemeinde von Wroclaw wurde 1946 von ostpolnischen Repatrianten wiederbegründet; sie hat derzeit zwar nur gut 300 Mitglieder, aber großen Anteil am öffentlichen Leben und ist für die polnische Kulturhauptstadt Europas ein besonderes Aushängeschild.

Herzstück des jüdischen Breslau war und ist die Synagoge zum Weißen Storch, ein klassizistisches Glanzstück des preußischen Architekten Carl Ferdinand Langhans. 1829 fand der erste Gottesdienst statt, und während der über zwanzigjährigen Amtszeit von Rabbiner Abraham Geiger wurde der Synagogenkomplex in der Wallstraße zu einem Zentrum des reformorientierten deutschen Judentums, bis er schließlich den mehrheitlich liberalen Betern und Beterinnen nicht mehr ausreichend Platz bot: 1872 wechselten sie in die große Neue Synagoge am Anger über, an die heute nur noch ein Gedenkstein erinnert. Der nach Plänen von Edwin Oppler errichtete Kuppelbau wurde im Novemberpogrom von 1938 zerstört.

Maciej Kulczyński

Bente Kahan im renovierten Synagogenraum

Die nunmehr vom orthodoxen Gemeindeflügel genutzte Synagoge zum Weißen Storch – Namensgeber war ein Gasthaus, das sich zuvor an diesem Ort befand – überstand die Pogromnacht, wurde aber schließlich als Sammellager für Breslauer Juden und dann als Depot für die Hinterlassenschaften der Deportierten missbraucht. Bis 1968 konnte die Nachkriegsgemeinde die ramponierten Räume nutzen; danach folgten lange Jahre der Zweckentfremdung durch die Stadt. Erst in den 1990er Jahren gelang die Rückübertragung des ruinösen Gebäudes an die Jüdische Gemeinde.

Musikalisches Kaleidoskop

2010 erhielt die Synagoge nach einer aufwändigen Restaurierung ihre alte Pracht zurück und dient seitdem vor allem als Kulturzentrum mit vielseitigem Veranstaltungsprogramm und einer Dauerausstellung zur Geschichte der Juden in Niederschlesien und Breslau. Diese Wiederbelebung ist vor allem Bente Kahan zu verdanken, einer norwegisch-jüdischen Sängerin und Schauspielerin, die seit 2001 mit ihrer Familie in Breslau zu Hause ist. Ihre Stiftung, die Bente Kahan Foundation, hat die Synagoge, ja das ganze Viertel um die Ulica Pawla Wlodkowica, die frühere Wallstraße, zur ersten Adresse für all diejenigen gemacht, die sich für jüdische Geschichte interessieren.

Der Stammbaum der gebürtigen Norwegerin, die in Tel Aviv und New York studiert hat, reicht bis ins Spanien des 13. Jahrhunderts zurück und hat ihre Vorfahren durch ganz Europa und schließlich nach Oslo geführt; als Künstlerin ist sie im Jiddischen, in Ladino und im Hebräischen zu Hause – und das alles mischt sich mit Englisch und Deutsch, mit Russisch, Polnisch und Ungarisch. Ihr Programm „HOME", das musikalische Kaleidoskop einer jüdischen Familie in Europa, war 2000 in Auftrag gegeben worden, als das norwegische Bergen Kulturhauptstadt Europas wurde. Kein Wunder, dass Bente Kahan und mit ihr auch die Synagoge zum Weißen Storch nun Teil des umfangreichen Programms des Kulturhauptstadtjahres sind. Ihr Mann Aleksander Gleichgewicht, der sich früh in der Solidarnósc engagierte, kam 1984 als politischer Flüchtling nach Norwegen und ist inzwischen Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde von Breslau. „Jüdische Geschichte kann ich mir nicht ohne Polen und polnische Geschichte nicht ohne Juden vorstellen", sagt er. „Wir, die wir als Juden heute in Wrocław leben, bewahren das Andenken an die deutschen Juden Breslaus." Ein Erinnerungsort, der Aleksander Gleichgewicht besonders am Herzen liegt, ist nur wenige Schritte entfernt. Geht man vom Synagogenhof durch das mächtige Tor hindurch und am Jüdischen Informationszentrum CIZ und einer Reihe von Cafés und Restaurants entlang, so gelangt man zu einem Brachgrundstück.

photo FBK archive

Die Synagoge zum Weißen Storch ist zum Publikumsmagnet und Mittelpunkt eines neuen Ausgehviertels geworden

Da, wo sich früher in der Wallstraße 14 das 1854 gegründete Jüdisch-Theologische Seminar erhob, die überhaupt erste akademische Ausbildungsstätte für Rabbiner, ist heute nichts als ein Parkplatz. An einem Durchgang zur Promenade erinnert eine unscheinbare Gedenktafel daran, dass dieses Seminar, das 1938 von den Nationalsozialisten geschlossen wurde, weltweit Schule machte. Für Rabbiner Leo Baeck bedeutete der besondere „Geist von Breslau" die geglückte Verbindung von Tradition und jüdischer Aufklärung, und er dachte voller Sehnsucht an die „theologische Luft im alten Hintergarten, der oft gewissermaßen mit dem Garten der Epikureer verglichen wurde." Die Überreste des Seminargebäudes wurden in den 1960er Jahren abgerissen, während in der zu 70 Prozent zerstörten Altstadt die Bürgerhäuser wieder aufgebaut wurden.

Eines der wenigen repräsentativen Gebäude, die den Zweiten Weltkrieg überstanden haben, ist das Haus Oppenheim am Plac Solny 4, das leicht an seiner grünen Fassade zu erkennen ist. 1810 hatten der Bankier Heymann Oppenheim und seine Frau Rebecca das Haus erworben und umgestaltet; sie brachten das repräsentative Sandstein-Wappen an, das bis heute zu sehen ist. Von 1890 an war das Haus Sitz der wohltätigen Oppenheim-Stiftung zur Armenpflege und Förderung jüdischer Wohlfahrtsverbände und bis 1940 im Besitz der Synagogen-Gemeinde von Breslau. Die jetzige Eigentümerin will hier noch dieses Jahr ein Begegnungszentrum für Kultur und Kulinarik einrichten.

Die Blumenpavillions auf dem Salzmarkt lassen leicht vergessen, dass hier 1453 auf Betreiben des Franziskanerpredigers Johannes Capistranus, der die Juden der Gotteslästerung bezichtigte, 41 von ihnen verbrannt wurden – eine erste Zäsur in der jüdischen Geschichte Breslaus, deren frühestes Zeugnis die Grabplatte für Kantor David ist, die sich heute im Stadtmuseum befindet. David „mit der lieblichen Stimme", Sohn von Rabbi Sar Schalom, starb im August 1203.

Vom Plac Solny führt die Ul. Ofiar Oświęcimskich, die Straße der Opfer von Auschwitz, hin zur ehemaligen Schweidnitzer Straße; bei der Nr. 19 erinnert eine Gedenktafel an den einstigen Sitz der Fränkel-Stiftung, die unter anderem das Jüdische Theologische Seminar finanzierte. Im Hof der Ul. Świdnicka 28 befindet sich die Kammerbühne des Teatr Polski – das ehemalige Jiddische Theater, das bis 1955 unter der Leitung von Jakub Rotbaum und Ida Kaminska bestand. Der Ort verweist darauf, dass in der unmittelbaren Nachkriegszeit um die 100.000 jüdische Zuwanderer aus Ostpolen und Rückkehrer aus der Sowjetunion in Niederschlesien angesiedelt wurden, davon allein 18.000 in Breslau. Seit April findet sich hier auch ein Wandbild mit dem Porträt von Marek Edelman, dem Kommandeur des Aufstands im Warschauer Ghetto, geschaffen vom Graffiti-Künstler und Aktivist Dariusz Paczkowski. Auf Initiative der Jüdischen Vereinigung Cukunft sollen dieses Jahr noch weitere Wandbilder von jüdischen Persönlichkeiten folgen, die Breslau verbunden sind: Abraham Geiger, Magnus Hirschfeld, Ferdinand Lassalle und Rosa Luxemburg.

Zwei Friedhöfe als Gedächtnisorte

Der Neue Jüdische Friedhof in der Ulica Lotnicza, der Coselfriedhof, wird seit 1902 belegt und weiterhin von der Jüdischen Gemeinde genutzt. Der 1856 eröffnete Alte Jüdische Friedhof an der Ulica Ślężna, der früheren Lohestraße, hingegen ist als Museum für Friedhofskunst Teil des Stadtmuseums. Er zählt gut 12.000 Grabstätten auf bald fünf Hektar Fläche, darunter auch die Gräber von Prominenten wie Heinrich Graetz und Ferdinand Lassalle; besonders populär ist die Grabstelle der Eltern von Edith Stein. Die letzte Bestattung fand 1942 statt. In der Nachkriegszeit geriet der Friedhof in Vergessenheit und verwahrloste, bis er 1975 unter Denkmalschutz gestellt wurde. Die ehrwürdige Vergangenheit, die einem hier begegnet, bekommt durch die Kulturprojekte von Bente Kahan und ihren Mitstreitern eine neue Bedeutung: „Für die Polen, die hier in Breslau wohnen, war bis vor kurzem die Vergangenheit, also die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg, ein geschlossenes Buch", bemerkt ein Besucher. „Jetzt sehen die Leute das ganz anders, sogar mit einer Neugier, mit einem Interesse daran, was hier vorher gewesen ist." ■

BRÜSSEL VERSTEHEN

Anleitung für die Europäische Union

Wegweisendes Buch untersucht die Entstehung politischer Entscheidungen

Sebastien Bertrand [Flickr] 45927863 58_aaee3b7a4a_o (CC BY 2.0) https://creativecommons.org/licenses/by/2.0/

JVG

Die Schockwellen, die der Brexit in der Europäischen Union, ja weltweit ausgelöst hat, machen vor allem eines klar: Die Union hat eine entscheidende Stellung in der Weltökonomie, aber sie muss sich bewegen, sie muss besser werden, damit die Euroskeptiker nicht noch mehr Land gewinnen. Es muss der Union gelingen, sich permanent zu optimieren und die Menschen für die europäische Idee der Freiheit, des Friedens, der Stabilität und des Wohlstandes zu gewinnen und zu halten. Begeisterung gewinnt man auch durch Vertrauen. Und das heißt, dass Entscheidungen, die von der Gemeinschaft und ihren Vertretern gefällt werden und die immerhin das Leben von mehr als 500 Millionen Bürgern maßgeblich beeinflussen, transparenter sein müssen. Denn: „Politik ist keine ‚gegebene Größe', vielmehr das Ergebnis eines Prozesses aktiver Mitwirkung", sagt Klemens Joos.

Durchdrungen von seiner Überzeugung, hat Joos ein Buch verfasst, das Licht in die vermeintliche Black Box der Brüsseler Entscheidungsfindungsprozesse bringt. Mit *Politische Stakeholder überzeugen* (Wiley, 2016) hat er ein Standardwerk geschaffen, das die Mechanismen der Union erklärt und aufzeigt, wie die vitalen Interessen von Individuen, Unternehmen, Verbänden und Organisationen optimal platziert, präsentiert und letztlich gewahrt und durchgesetzt werden können.

Klemens Joos, der einst mit dem Gedanken liebäugelte, Berufspolitiker zu werden, bezeichnet sich selbst als EU-Versteher. Mehr als das, Joos brennt für die europäische Idee. Der promovierte Betriebswirt und Lehrbeauftragte an der Ludwig-Maximilians-Universität München kennt die Arbeitsweisen und Entscheidungsfindungsprozesse der Europäischen Union in- und auswendig. Seit 1990 arbeitet Joos in Brüssel und Straßburg. Klemens Joos rekapituliert: „Mir ist sehr früh klar geworden, dass ein Gebilde wie die EU völlig neue Methoden der Interessenwahrnehmung erforderlich macht als ein Nationalstaat."

Zudem hat sich über das vergangene Vierteljahrhundert die Union fundamental verändert: Seit dem 1993 in Kraft getretenen Vertrag von Maastricht hat sich die Zahl der Unionsmitglieder von zwölf auf derzeit (noch) 28 Mitgliedsstaaten erhöht. 19 davon teilen sich mit dem Euro eine gemeinsame Währung. 22 Staaten hingegen folgen dem Schengener Abkommen und verzichten auf Binnengrenzen. Mit der Unterzeichnung des Vertrages von Lissabon im Jahr 2009 wurden die Grundsteine für die Wandlung des Staatenbundes hin zu den Vereinigten Staaten von Europa gelegt. In nur 25 Jahren, so Joos, ist „aus der einstigen Seifenkiste ein Formel-1-Rennwagen geworden."

Manch einem geht die Entwicklung trotzdem zu langsam voran. Brüssel blockiere durch Bürokratie und aufgeblähte Entscheidungsprozesse dringend notwendige Beschlüsse und Reformen, klagen sie. Etwa Großbritanniens zurücktretender Premier David Cameron und die Mehrheit seiner Landsleute. Joos sieht das anders: „Schaut man über den Atlantik, stellt man fest, dass die Vereinigten Staaten von Amerika erst nach Revolution, Krieg und fast einem Jahrhundert ihrem Namen gerecht und zur wahrhaftig gelebten und praktizierten Realität wurden. Dagegen befinden wir uns in der EU erst in den Kinderschuhen."

In interdisziplinärer Herangehensweise beleuchtet *Politische Stakeholder überzeugen* die komplexen Herausforderungen und Anforderungen einer erfolgreichen Interessensvertretung bei der Europäischen Union. Eine Interessenvertretung, die immer auch Nachhaltigkeit und Gemeinwohl im Auge haben muss. Auf mehr als 500 Seiten zeigt der Autor auf, welche innovativen Methoden und ihre praktische Umsetzung zum gewünschten Erfolg führen. Dabei arbeitet Joos heraus, dass mittlerweile in der Verzahnung von inhaltlichen und prozessualen Kompetenzen der Schlüssel zum Erfolg liegt. So lassen sich komplexe Entscheidungsprozesse optimal begleiten.

> **„Politik ist das Ergebnis eines Prozesses aktiver Mitwirkung**

Joos argumentiert: „Den einen Entscheider gibt es nicht mehr ... Mit der Prozesskompetenz wird der Handlungsspielraum zurückgewonnen, der durch die Komplexität der vielen unterschiedlichen und parallel ablaufenden Prozesse und durch die Vielzahl an Akteuren und Entscheidern verloren ging."

Joos ist Theoretiker und Praktiker zugleich: Praxisbezogene Beispiele als Leitfaden veranschaulichen die Thesen und Schlussfolgerungen. Politikwissenschaftliche Konzepte und Theorien, rechtliche Besonderheiten und Fallstudien runden die Darstellung ab, während zahlreiche Grafiken und Formeln die Entscheidungsprozesse und Vorgehensweisen verdeutlichen. Eine umfangreiche Bibliografie, als „Schrifttum" bezeichnet, rundet die wissenschaftlich fundierte, anschaulich geschriebene und gut lesbare Studie ab. Transparenz im besten Sinne hat ein Handbuch entstehen lassen, das über Jahre hinaus als Kompendium dienen kann.

„In der EU der [noch] 28 Mitgliedsstaaten, des in seinen Rechten gestärkten Europaparlaments, der zunehmend politisch agierenden Kommission und des ungebrochen machtbewussten Rates der Staats- und Regierungschefs hat nur der Erfolg, der sein Anliegen auf allen Ebenen und bei allen Entscheidern zum richtigen Zeitpunkt und auf richtige Art und Weise einbringt", weiß Klemens Joos. In der Europäischen Union geht es also tatsächlich zu wie im richtigen Leben – auch das muss den EU-Bürgern vermittelt werden, um Unfälle mit unabsehbaren Folgen wie in England zu vermeiden.

EU-Parlamentspräsident Martin Schulz hat sich zum Ziel gesetzt „die Türen und Fenster des Hauses Europa zu öffnen. Damit die Menschen hinein schauen können und verstehen, was drinnen passiert – wer was, wann, wo und warum macht. Nur so kann das verloren gegangene Vertrauen wiedergewonnen werden." Klemens Joos' Buch leistet hierzu einen wichtigen Beitrag. ■

FRANKFURTER SCHULE

Philosophen im Kampf gegen Hitler

Wie Marcuse, Neumann & Co. im Zweiten Weltkrieg für den US-Geheimdienst forschten

Von Dieter Sattler

Als Herbert Marcuse, einer der Köpfe der Frankfurter Schule, 1968 in Rom einen Vortrag hielt, wurde er ständig von Daniel Cohn-Bendit unterbrochen. Der deutsch-französische Studentenführer und heutige Grünen-Politiker forderte von Marcuse, sich zu seiner „skandalösen Vergangenheit" als CIA-Agent während des Zweiten Weltkrieges zu bekennen. An dem Vorwurf war fast alles falsch. Zwar hatte Marcuse im Krieg für den US-Geheimdienst gearbeitet. Der hieß aber seinerzeit noch Office of Strategic Services (OSS). Und vor allem: Was Marcuse gemeinsam mit Otto

> Die Analysen lesen sich spannend wie ein Kriminalroman

Kirchheimer und Franz Neumann getan hatte, war alles andere als verwerflich. Zusammen mit seinen alten Mitstreitern von der Frankfurter Schule hatte Marcuse von 1943 an Feindanalysen geliefert, Berichte über die Stimmungslage und Herrschaftsstrukturen in Nazi-Deutschland ausgewertet. Diese Analysen, die jetzt im Buch *Im Kampf gegen Nazi-Deutschland* (Campus Verlag) erstmals in deutscher Übersetzung vorliegen, lesen sich spannend wie ein Kriminalroman. Marcuse & Co. nutzten Material, das ihnen der Geheimdienst zur Verfügung stellte. Es stammte aus der Vernehmung von Kriegsgefangenen, abgehörten Telefonaten, Kriegsberichten, Zeitungsartikeln etwa von Deutschland-Korrespondenten aus Schweden und der Schweiz sowie offizieller Nazi-Propaganda. Colonel William Donovan, der die Forschungs- und Analyseabteilung (R&A) des US-Geheimdienstes leitete, ließ alle relevanten Daten zusammentragen. Donovan war überzeugt, dass im totalitären Weltkrieg auch „Geheimdienste total und totalitär" sein müssen. Auch Intellektuelle sollten ihre Fähigkeiten in den Dienst der Sache stellen. In der allgemeinen Mobilmachung gegen Hitler sollten auch die „zerlesenen Bücher der Gelehrten zum ‚Rascheln' gebracht werden".

Die aus Deutschland geflüchteten Soziologen und Philosophen der Frankfurter Schule hatten natürlich vitales Interesse, sich am Krieg gegen Hitler zu beteiligen. Sie, die zuvor eher mit abstrakten Begriffen hantiert hatten, hatten nun qualifiziertes Forschungsmaterial aus dem echten Leben zur Hand und eine konkrete Aufgabe – während sich mit Theodor W. Adorno und Max Horkheimer die Chef-Denker der Frankfurter Schule angesichts der Weltlage in Pessimismus flüchteten. Die Analysen der Emigranten wurden vom Geheimdienst sehr ernstgenommen, flossen in die Kriegsstrategie ein, wenn auch zuweilen die spekulative Kraft der Drei etwas ironisch betrachtet wurde. John H. Herz, der in ihrer Abteilung arbeitete, hat in seiner Autobiografie festgehalten: „Es war als hätte sich der linkshegelianische Weltgeist vorübergehend in der Mitteleuropäischen Abteilung des OSS angesiedelt."

Die hochqualifizierten Wissenschaftler, die natürlich auch froh waren, in harten Exilzeiten einen festen Job zu haben, mussten es hinnehmen, dass ihre Texte von Geheimdienstlern zuweilen hart redigiert wurden, zumal sie in recht behelfsmäßigem Englisch geschrieben waren. Aber insgesamt genossen sie große Wertschätzung. Schnell hatten sie die geistige Führung im R&A für Mitteleuropa errungen. Bald sollte Franz Neumann mit Überlegungen zu universellem Recht und

Die Frankfurter Synagoge, die „klassische Judenschul'"

Moral sogar starken Einfluss auf den Aufbau der Anklage bei den Nürnberger Prozessen erlangen. Selbst wenn die Analysen der Drei nicht immer genau die Nazi-Realität trafen, waren sie stets ganz nah dran. Beispielsweise machten sie sich nach Stalingrad viele Gedanken darüber, ob das Bewusstsein der unausweichlichen Niederlage die Machtstrukturen in Deutschland beeinflussen könnte. War etwa eine Machtverschiebung von Hitler zu Göring denkbar, um durch Verhandlungen entweder mit der Sowjetunion oder den Westmächten die Substanz des Reiches zu retten? Dagegen sprach, dass, anders als in Italien, im Hitler-Staat mögliche Beratungsgremien und Machtzentren ausgeschaltet waren, die hier hätten aktiv werden können.

Dochletztlichentsprachdergescheiterte Putsch vom 20. Juli 1944 in gewisser Weise jenen Spekulationen der Analytiker. Das Heer war zwar tief verstrickt in die Nazi-Verbrechen, in Teilen aber noch zu widerständigen Gedanken und Operationen fähig. Die beteiligten Offiziere

> Als hätte sich der linkshegelianische Weltgeist im Geheimdienst angesiedelt

wollten ihr Vaterland vor dem Untergang retten und nach dem Umsturz mit dem Westen verhandeln. Die Analytiker der Frankfurter Schule beobachteten dann auch ganz genau die Folgen des gescheiterten Aufstands: die „Säuberungen" im echten und potenziellen Widerstand und der Machtgewinn von SS-Chef Heinrich Himmler, der bereits seit 1943 Innenminister war, womit die Nazis die „Heimatfront" mit absoluter Parteiherrschaft und mit Terror vor einem ähnlichen Zusammenbruch wie 1918 absichern wollten.

Marcuse & Co. warnten trotz der Hoffnungslosigkeit, die in Deutschland durch ständige Luftangriffe und Nachrichten von militärischen Niederlagen immer größer wurde, vor der Illusion, dass das Regime von innen heraus zusammenbrechen könnte. Neumann analysiert: „Wo in demokratischen Nationen der Verlust des Glaubens an die Regierung, Uneinigkeit und Defätismus in politischen Akten zum Ausdruck bringen können, die die Fortsetzung des Krieges gefährden, stellen sie in einem totalitären Land nur eine Schwachstelle dar; das Regime kann damit umgehen, ja sie sogar für seine eigenen Ziel zweckentfremden."

Das war richtig vorhergesagt. Die Deutschen mobilisierten bis zur letzten Sekunde ihre Kraft für ein Regime, an das sie eigentlich nicht mehr glaubten. Zum einen, weil die Angst vor den Russen, ja sogar vor Massen-Kastrierung durch die Alliierten von den Nazis geschickt geschürt wurde, zum anderen, weil die Nazis das ganze Volk zu Komplizen ihrer Verbrechen machten, das schlimme Bestrafung fürchten musste. Hellsichtig stellten die Frankfurter das schon fest, bevor das ganze Ausmaß der Verbrechen an Juden bekannt wurde. Neumann schrieb, dass man die totalitäre Moral nur angreifen könne, „wenn man den Rahmen des Umgangs mit der Moral zerschlägt – das heißt, wenn man das NS-Regime selbst zerschlägt."

Auch nachdem das vollbracht war, verfassten Marcuse, Neumann und Kirchheimer weiter bis 1949 ihre Analysen für den Geheimdienst. Jetzt ging es meist um Chancen und Perspektiven für einen demokratischen Wiederaufbau und widerständige totalitäre Reste in der deutschen Mentalität. Auch hier konnte man Marcuse & Co. selbst von linker Seite keinen „Verrat" an den Zielen der Frankfurter Schule vorwerfen. Sie passten sich zwar den Vorgaben des US-Geheimdienstes an, der sich allmählich in Richtung Kalten Krieg und Konfrontation mit der Sowjetunion orientierte. Aber die Frankfurter versuchten Demokratie nach Möglichkeit immer offensiv in Richtung demokratischer Sozialismus zu interpretieren - also ganz im Sinne ihrer alten und fortwährenden Ideale. ■

BERLIN

Stolz der Gemeinde

Vor 150 Jahren wurde die Neue Synagoge eröffnet

Von Fanny Schlesinger

Seit ihrer Eröffnung am 5. September 1866 gehört die Neue Synagoge in der Oranienburger Straße zu den Attraktionen Berlins. Bereits im Jahr vor ihrer Fertigstellung empfahl Theodor Fontane: „Wer sich für die architektonischen Dinge interessiert, für die Lösung neuer, schwieriger Aufgaben innerhalb der Baukunst, dem empfehlen wir einen Besuch dieses reichen jüdischen Gotteshauses, das an Pracht und Großartigkeit der Verhältnisse alles weit in den Schatten stellt, was die christlichen Kirchen unserer Hauptstadt aufzuweisen haben." Geplant von Eduard Knoblauch und fertig gestellt von August Stüler, kam der orientalisierende Bau einer „modernen Alhambra gleich"; die *Vossische Zeitung* schwärmte damals gar von „feenhafter, überirdischer Wirkung."

Mit über 3000 Sitzplätzen war die Neue Synagoge das größte jüdi-

> Wir erzählen über die Biographie des Hauses ein großes Stück Berliner jüdische Geschichte

sche Gotteshaus in Berlin und ganz Deutschland; die weithin sichtbare goldene Kuppel machte sie zum Inbegriff eines selbstbewussten und aufgeklärten liberalen Judentums, das sich als inmitten der Gesellschaft angekommen verstand. „Was gelesen wurde, war alles auf Deutsch, doch ein Großteil wurde auf Hebräisch gesungen, zu wunderbarer Musik", berichtete der Schriftsteller Lewis Carroll 1867 über einen Gottesdienst. Mit dem Komponisten Louis Lewandowski wirkte der bedeutendste Reformer jüdischer liturgischer Musik an der Neuen Synagoge; seine Kompositionen bilden bis heute den Grundstock des Repertoires liberaler und konservativer jüdischer Gemeinden weltweit.

Dass die Neue Synagoge zu einem geistigen Zentrum des liberalen Judentums wurde, verdankt sie auch einer Reihe herausragender Rabbiner, darunter von 1870 an Abraham Geiger. Zu seinen Nachfolgern zählte etwa die weltweit erste Rabbinerin, Regina Jonas, die in der Oranienburger Straße Ansprachen hielt und religiöse Feiern leitete. Sie erlebte mit, dass das *Jüdische Nachrichtenblatt* im April 1940 auf Befehl der Nazis melden musste: „In der Neuen Synagoge finden bis auf weiteres keine Gottesdienste statt." Der Bau, der in der Pogromnacht im November 1938 dank des beherzten Eingreifens eines Polizeiwachtmeisters nur geringe Schäden erlitt, wurde als Uniformlager der Wehrmacht zweckentfremdet und brannte nach einem Luftangriff in der Nacht vom 22. auf den 23. November 1943 aus. Der stark zerstörte Hauptsynagogenraum wurde 1958 gesprengt; die zur Straße gelegenen Gebäudeteile blieben als „Mahnung für alle Zeiten" bestehen.

1988 wurde die Stiftung „Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum" gegründet, um die Synagogenruine wiederaufzubauen und hier ein jüdisches Zentrum einzurichten; die aus Spenden finanzierten Aufbauarbeiten konnten im Mai 1995 abgeschlossen werden, und zum 50. Jahrestag der Befreiung Deutschlands vom Nationalsozialismus wurde das Gebäude samt Dauerausstellung der Öffentlichkeit übergeben. Der eigentliche Synagogenraum wurde indes nicht rekonstruiert; sein Grundriss wird auf der Freifläche angedeutet.

Über 27 Jahre hat der Historiker Hermann Simon das Centrum Judaicum geleitet und zu einer Institution gemacht, die das jüdische Kulturleben in Deutschland wesentlich prägt und einer breiten Öffentlichkeit nahebringt. Seit September letzten Jahres ist Anja Siegemund Direktorin der Stiftung. „Eine unserer größten Aufgaben für die nächste Zeit ist die Überarbeitung unserer Dauerausstellung", sagt sie. „Das Konzept sieht vor, über die Biographie des Hauses ein großes Stück Berliner jüdische Geschichte zu erzählen – und damit über deutsches Judentum generell." Der 150. Jahrestag der Eröffnung wird am 11. September gefeiert, am Tag des Offenen Denkmals: „Wir werden an diesem Tag, soweit möglich, alle Tore zur Synagoge öffnen – das erste Mal seit Jahrzehnten." Siegemund und ihr Team greifen damit das Jesaja-Wort auf, das an der Synagogenfassade zu lesen ist: „Tuet auf die Pforten". ■

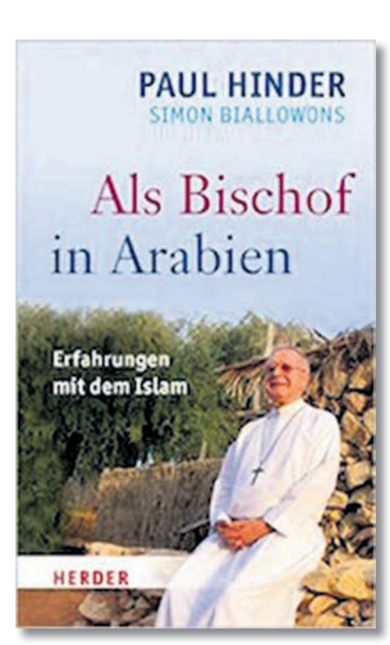
KIRCHE UND ISLAM

Unterwegs im Morgenland

Ein Bischof überwindet Grenzen

JVG

Die Mörder kamen am Freitag, dem islamischen Feiertag. Schwer bewaffnet, wie so viele Gruppen im kriegsgeplagten Jemen. Sie drangen in das Haus in Aden ein, in dem die vier Mutter Teresa-Ordensschwestern untergebracht waren, ermordeten die „Missionarinnen der Nächstenliebe" und zwölf weitere Männer. Der Ordenspriester Tom Uzhunnalil wurde entführt, bis heute fehlt jede Spur von ihm: „Wir haben keinen Kontakt, aber die Hoffnung, dass er noch lebt", sagt Paul Hinder. Der Schweizer Kapuziner ist als „Bischof von Arabien", so sein Spitzname, zuständig für den Jemen, unter anderem. Außerdem gehören zu seinem Verantwortungsbereich – offiziell spricht man vom „Apostolischen Vikariat Südliches Arabien" – die Vereinigten Arabischen Emirate und der Oman. Hinder selbst lebt in Abu Dhabi. Über dieses Leben hat er zusammen mit dem Journalisten Simon Biallowons, der ebenfalls im Nahen Osten gewohnt hat, ein Buch geschrieben, das nur kurz nach der Bluttat von Aden veröffentlicht wurde. In *Als Bischof in Arabien* beschreiben die beiden Autoren das Leben von Christen am Golf, das eben gefährlich sein kann – aber auch bereichernd und inspirierend und das noch mehr Fragen aufwirft als nur religiöse.



Der Untertitel des Buches heißt „Erfahrungen mit dem Islam" und darum geht es auch, allerdings nicht nur. Die Beschreibungen sind realistisch, aber nicht fatalistisch: „Wir müssen unser Rhythmusgefühl für den Glauben wiederfinden, sonst droht religiöse Taktlosigkeit. Wir dürfen nicht die religiöse Musikalität verlieren, sonst können wir nie zusammen musizieren, um im Bild zu bleiben. Eine Sinfonie des Religiösen, in der verschiedene Stimmen zusammenkommen, die aber durchaus ihren eigenen Part spielen, ihren eigenen Noten folgen, kann nur dann funktionieren, wenn alle Beteiligten eine gewisse Grundmusikalität und ein Grundwissen um die religiösen ‚Instrumente' mitbringen." Man kann nicht mit der arabischen Welt kommunizieren, das zeigt das Buch mit vielen Beispielen, wenn man kein Grundverständnis vom Islam und auch der eigenen Religion hat. Das gilt natürlich auch umgekehrt. Fast schon surreal mutet eine Anekdote an – diese und der reportagige Erzählstil machen das Buch leicht und gut zu lesen –, in der Hinder erzählt, wie ihn ein angesehener Politiker fragte, warum man denn den Papst wähle und nicht einfach sein Sohn ernenne. Gleichzeitig gibt es Szenen, die zeigen, wie Dialog und Zusammenleben gelingen kann, wenngleich grundsätzlich am Golf gelte: „Ein solcher Umgang mit der religiösen Tradition des anderen, ein Verhalten, das manchmal sogar ignorant ist, begegnet mir im theologischen Dialog leider nicht selten, durchaus auf beiden Seiten. Bisweilen fehlt schlichtweg das Interesse, sich auf die Grundlagen des anderen einzulassen oder sie sich erklären zu lassen." Aber: Dialog muss stattfinden und kann stattfinden.

Überhaupt ist es die Stärke des Buches, dass es einerseits nicht beschönigt und sich sowohl gegen einen falschen Toleranzbegriff wie Dialognaivität wehrt. Ganz klar wird, dass am Golf keine Religionsfreiheit im westlichen Sinne herrscht. Und auch Menschenrechtsverletzungen werden angesprochen. Zugleich stimmen die Autoren nicht ein in Kulturpessimismus und Dialogkakofonie, die in vielen Kreisen en vogue zu sein scheinen. Bischof Hinder wird nicht umsonst von Medien immer wieder als „Stimme der Vernunft" bezeichnet.

Zu dieser Stimme gehört es, dass sie auch andere wesentliche Themen anspricht. Das Werk handelt so auch wesentlich von der Frage nach Flucht, Vertreibung und Migration und damit davon, was Europa gerade zutiefst beschäftigt. Die Erfahrungen aus Abu Dhabi und den anderen Regionen am Golf sind hier aufschlussreich. Denn die Gesellschaft in den Emiraten ist wesentlich eine Migrationsgesellschaft, die Kirche eine Migrantenkirche: „Ich sehe mich primär als Migrantenseelsorger und unsere Kirche als eine Kirche von Migranten für Migranten", sagt Hinder und schreibt weiter: „Wir alle hier haben die Chance, Kirche wirklich als etwas Internationales, Umspannendes, Katholisches zu erleben. Insofern können wir eine Migrantenkirche wie unsere am Golf als eine Art Laboratorium verstehen und versuchen, davon zu lernen, wie Kirche in einem Umfeld wachsen und gedeihen kann, wo es nur wenige feste Strukturen und nur eine labile politische und soziale Sicherheit gibt. Das Bild vom Samenkorn, das in die Erde fallen und sterben muss, damit es aufgeht und Frucht tragen kann, passt dazu sehr gut."

Das Buch richtet sich an religiös interessierte Leser, aber nicht nur. Gerade die Fragen nach Freiheit oder eben Migration und die damit verbundenen Erfahrungen sind lesens- und bedenkenswert. Außerdem überraschen und faszinieren viele der Anekdoten, beispielsweise die Berichte von Paul Hinders Reisen nach Saudi-Arabien, das früher auch in seinen Verantwortungsbereich fiel. Der Leser wird mitgenommen auf eine Reise durch eine fremde Welt, ein erzählendes Sachbuch im besten Sinne. Dabei wird er nachdenken, schmunzeln und manchmal vielleicht auch traurig werden – und in jedem Fall viele neue Einblicke gewinnen. ■

NEUE PERSPEKTIVEN

Erhitzte Gemüter, versengtes Land

Daniel Tchetchiks Fotokunst rückt Israel in ein eigenes Licht

Daniel Tchetchik/Sunburn (3)

Von Elisabeth Neu

Ein Hütehund umkreist seine Herde auf ausgedörrter Erde, ein Rotschopf blinzelt gegen die gleißende Helligkeit, benommene Menschen bahnen sich ihren Weg durch dunstige Straßen – das Narrativ, das Landschaft, Mensch und Tier zusammenbindet ist … glühende Hitze. In den Bildern von Daniel Tchetchik spürt man die sengende, brennende, unbarmherzige Sonne, die jedoch zugleich Lebensspender und Inspiration ist. Der israelische Fotograf fängt mit der Kamera „die Auswirkungen der Hitze des Nahen Ostens auf das Leben der Menschen" ein. Der Schriftsteller Meir Shalev, der für Tchetchiks neuen Fotoband ein Postskript verfasst hat, drückt es so aus: „In manchen Gegenden ist die Sonne mild und gut … Hier aber brennt sie heiß, im Guten wie im Schlechten, sie erhitzt die Gemüter der Menschen, im Guten wie im Schlechten."

Die meisten Bilder von Tchetchiks „Sunburn"-Serie entstanden kurz vor dem Gazakrieg 2014, während der Militäraktion „Protective Edge" (Starker Fels) und unmittelbar danach. Ein Land im Ausnahmezustand, wie er in Nahost fast Alltag ist. Tchetchik, der auch als Fotograf für die israelische Tageszeitung *Ha´Aretz* arbeitet, zeigt die mannigfaltigen Facetten der Sonne in ihrer Schönheit und Grausamkeit. Freude und Verzweiflung, Leben und Tod, Überfluss und Kargheit, Verschwendung und Not überlagern einander. Eingefangen sind Extremsituationen, die mitunter ins Absurde gleiten: Auf einer riesigen Rutsche stehen Menschen Schlange, die sich nach Abkühlung sehnen, nur – Wasser ist nirgendwo zu sehen.

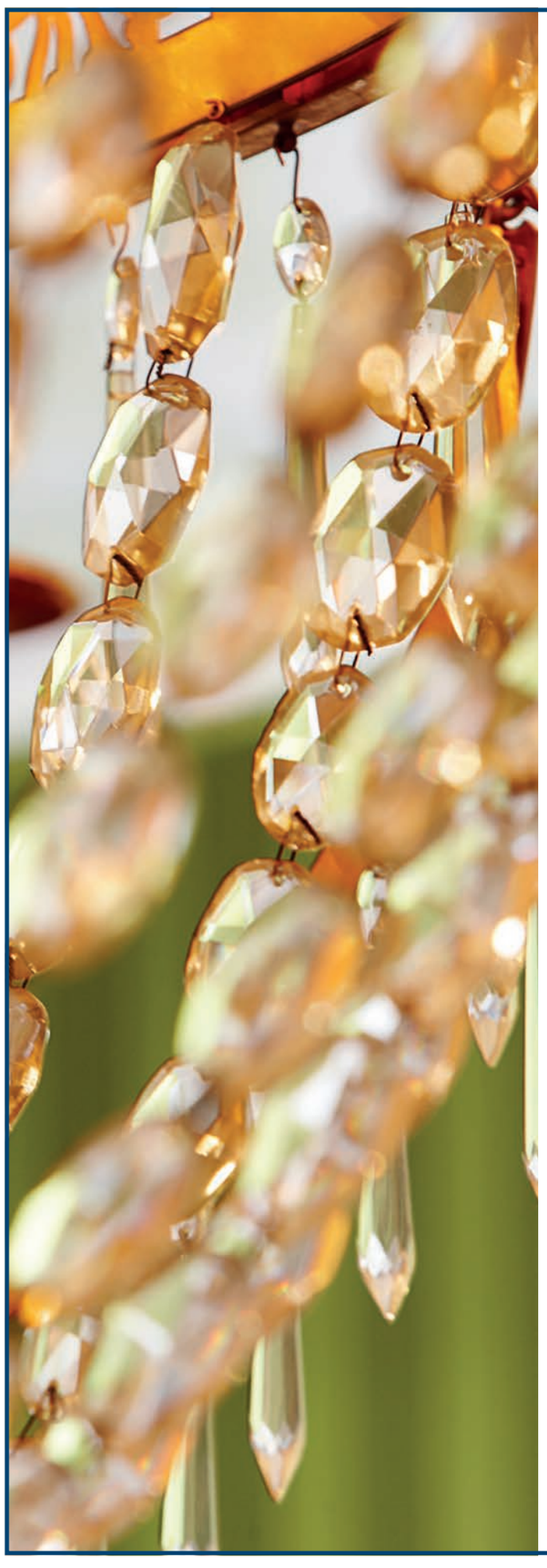
Andere hingegen stürzen sich in die Fluten des Mittelmeeres, das Erfrischung bringt, aber auch Gefahr, ja den Tod, birgt. Ein grüner Sportrasen inmitten der Wüste als anachronistischer Hingucker. Menschen, die sich in der Sonne braten lassen, während andere verzweifelt nach einem schattigen Plätzchen Ausschau halten. Eine tote Taube, am Boden zerschmettert wie einst Ikarus, der der Sonne zu nahe gekommen war. Auch Tchetchik kommt ihr sehr nahe, sie lässt ihn nicht los. „Als Kind, während dieser endlosen Sommer, ließ ich die Sonne Löcher und Muster in altes Zeitungpapier brennen … Heute ist die Kamera mein Vergrößerungsglas." Im Brennpunkt: Der glühende, wahrnehmungsverändernde Feuerball.

Den Betrachter seiner Bilder springt die Hitze schier an. „Sie macht keine Unterschiede, sie trifft jeden mit ihrer gnadenlosen Wucht, sie zieht ihre eigenen Grenzen, die man nicht sehen kann, die man aber umso mehr spürt, wenn man an sie stößt." Die meisten der Fotografien tragen keinen Titel, sie erklären sich selbst.

Einige Bilder haben „Narben" davon getragen. Manche davon erinnern gar an Eiskristalle. Durch ein Versehen eröffneten sich neue Betrachtungsweisen und Ausdrucksmöglichkeiten: „Nach einem langen Arbeitstag mit der Kamera habe ich einige Filmrollen schlicht im Auto vergessen. Bei Entwickeln bemerkte ich, dass die sengende Hitze auf meinen Negativen tiefe Narben hinterlassen hatte", erklärt Tchetchik. Durch die Spuren der Sonne entstehen traumverwandelnde und metaphorische Effekte, Verwischungen und Neuinterpretationen.

Tchetchiks Arbeiten sind Bestandteil der Sammlung des Tel Aviv Museum of Art. Ausstellungen zeigten seine Bilder bereits in den USA und Indien. Im Spätsommer dieses Jahres werden sie erstmals in Deutschland in der Berliner Galerie Kehrer und der Hamburger Barlach Halle K zu sehen sein.

Das im Kunstbuchverlag Kehrer erschienene Buch *Sunburn* ist für sich eine heiße Sache: Liebevoll gestaltet, aufwändig ausgestattet und hervorragend gedruckt. Der French Flap-Schutzumschlag entfaltet sich nach dem Abnehmen zum doppelseitigen, zweimotivigen Poster – oder als Sonnenschutz... ■



IM BANKWESEN
IST BESTÄNDIGKEIT
EIN WAHRES JUWEL.

In einer Welt, die sich stets verändert, wächst das Bedürfnis nach Kontinuität und Sicherheit. Wie gut, dass Zuverlässigkeit seit jeher zu unseren Stärken zählt.

Die unabhängige Beratung – der bewusste Verzicht auf eigene Produkte – garantiert, dass die Anlageempfehlungen ausschließlich von den Kundenzielen ausgehend gegeben werden.

Durch weitreichende Beziehungen sind wir individueller Partner von Unternehmen, Familien und Stiftungen.

Ihr Partner für Investitionen und Vermögensanlagen.

Der Vorstand
Matthias Busch, Dr. Hubert-Ralph Schmitt, Aloys Tilly

PRIVATBANK
BANKSCHILLING

Am Marktplatz 10 • 97762 Hammelburg
Telefon 09732 904-114 • Fax 09732 904-202
privatebanking@bankschilling.de • www.bankschilling.de

MÜNCHEN

Eine Synagoge erstrahlt

Daniel Schwarcz

Ilan Birnbaum hat Grund zur Freude

Ilan Birnbaum ist der *spiritus rector* der neu gestalteten Synagoge Sharei Zion (Tore Zions) in der Georgenstraße. Für seine Verdienste um die Erneuerung und Verschönerung des Gebetshauses wurde Birnbaum von der Israelitischen Kultusgemeinde von München und Oberbayern mit der Ehrenmitgliedschaft ausgezeichnet. Die „Georgen-Schil" ist für die Juden Schwabings und der Maxvorstadt seit 1963 ein religiöses Zentrum, ein Ort des Lernens, aber auch ein gesellschaftlicher Mittelpunkt. Hier traf sich in den 1960er Jahren regelmäßig die religiöse Jugendgruppe Moria, die zur B'nei Akiva Jugendbewegung gehörte. Das religiöse Leben der jungen Juden der zweiten Generation spiegelt sich in dem Roman *Rubinsteins Versteigerung* wider, dem ersten jüdischen Gegenwartsroman aus Nachkriegsdeutschland.

Die Initiative zur Neugestaltung ging von Ilan Birnbaum aus. Er organisierte die langwierigen und aufwändigen Renovierungsmaßnahmen. Lang bedeutet gut ein Jahrzehnt, von den ursprünglichen Planungen bis zur Übergabe der Synagoge in neuem Glanz.

Bei der Neueröffnung des Gebetshauses waren Gemeindepräsidentin Charlotte Knobloch und ihr Stellvertreter Michael Fischbaum anwesend; Knobloch hatte als junge Frau bereits die Eröffnung des Betraumes miterlebt.

Bei seiner Einweihungsansprache erinnerte Birnbaum an die Menschen dieser Synagoge: „Wenn ich meine Augen schließe, höre ich die Stimmen und sehe die Gesichter einer Generation, die zum größten Teil schon von uns gegangen ist. Ich glaube, sie wären heute stolz zu sehen, wie wir ihren Weg weiter gehen."

> **Dies ist das Tor zum Herrn, die Gerechten werden es durchschreiten**

In Deutschland schrieb man früher über den Eingang von Synagogen einen Satz aus Psalm 118: „Dies ist das Tor zum Herrn, die Gerechten werden es durchschreiten." Wohlan, sie haben in der Synagoge in der Georgenstraße fortan ein schönes Zuhause. ■